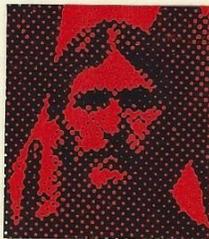


1916

*Karl-Heinz Janßen
Heinrich Mersmann
Hans Kasper*

Jahr und Jahr- gang





Jahr und Jahr- gang

Im Jahre 1916 (so berichten der Historiker Karl-Heinz Janßen und der Journalist Hans Kasper) unternahm der Schauspieler und Fliegerleutnant Alexander Moissi einen Fluchtversuch aus französischer Kriegsgefangenschaft – starb Kaiser Franz Joseph – erzielten Cézannes »Tulpen« auf einer Auktion bei Cassirer in Berlin 40000 Mark – gratulierten der deutsche Kaiser dem Vizeadmiral Scheer und der englische König dem englischen Admiral Jellicoe zu ihren Seesiegen vor dem Skagerrak – übernahmen Hindenburg und Ludendorff die Oberste Heeresleitung – untertauchte das Handels-U-Boot »Deutschland« die englische Blockade – brachten die »Ratschläge für den Winter« zwanzig verschiedene Steckrübengerichte.

Damals wurde jene Generation geboren, die den I. Weltkrieg nur noch vom Hörensagen kannte und die im II. um so härter zur Ader gelassen wurde. Ihr gehört auch Heinrich Mersmann an, der den »Jahrgang 1916« schrieb.

Die Bilder auf dem Schutzumschlag:

Französische Dorfpolizistin; Schlachtkreuzer am Skagerrak; Granateneinschlag vor Douaumont; Rasputin; deutsche Fliegeroffiziere; General Joffre mit Thomas Haig und Lloyd George in Frankreich; vor Verdun; Flugabwehrkanone; das deutsche Kaiserpaar (Historisches Bildarchiv Handke 5, Süddeutscher Bilderdienst 2, Ullstein-Bilderdienst 2)

Die Buchreihe JAHR UND JAHRGANG, insgesamt ein Panorama der Zeiten und Schicksale, umfaßt in ihrer ersten Serie folgende sechs in sich abgeschlossene Bände: 1896, 1901, 1906, 1911, 1916 und 1926. Die zweite Serie mit den Jahrgangsbüchern 1897, 1902, 1907, 1912, 1917, 1927 erscheint erstmals im Januar 1967. In Jahresabständen folgen drei weitere Serien zu je sechs Bänden – im Januar 1968: 1898, 1903, 1908, 1913, 1918, 1928; im Januar 1969: 1899, 1904, 1909, 1914, 1919, 1929; im Januar 1970: 1900, 1905, 1910, 1915, 1920, 1930. Die Jahrgänge von 1921 bis 1925 und von 1931 bis 1935 werden anschließend dokumentiert, jeweils zum 50. beziehungsweise 40. Geburtstag ihrer Angehörigen.

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG

Inhalt

Karl-Heinz Janssen

1916 oder die Agonie der grossen Mächte

Seite 7

... Mit einem Minimum an Kräften wollte er dem Gegner im Westen eine Zermürbungsschlacht liefern. Ein Sturmangriff auf die stärkste Stelle der französischen Front, auf die befestigten Maashöhen rund um Verdun, sollte die Franzosen zwingen, ihren letzten Mann dort einzusetzen oder aber an anderer Stelle Entlastungsangriffe vorzutragen, die dann von überlegenen deutschen Reserven zerschlagen werden konnten.

Es war ein kühner, vielleicht tollkühner Gedanke, den Stier bei den Hörnern zu packen. Falkenhayn erfand für seine Methode die ebenso treffende wie makabre Bezeichnung «Blutanzapfung». Churchill in seiner bildhaften Sprache nannte Verdun einen Amboss, auf dem die französischen Mannschaften von deutschen Kanonen zu Tode gehämmert werden sollten...

Heinrich Mersmann

Jahrgang 1916

Seite 51

... Dass der Krieg auf uns zuschlich wie ein lauerndes Untier, blieb in jenem Sommer wohl keinem zweifelhaft. Und gleichwohl verlebten wir viele Stunden ohne Gedanken an drohendes Unheil. Mir wurde ein Papier der Wehrbehörde zugestellt, das mich der «Küstenverteidigung (Land)» zuteil-

te; ich hatte mich abzumelden, sobald ich Berlin verlassen wollte. Für die Ferien ging ich nach Worpswede, das ich von früheren Besuchen bei Manfred Hausmann auf dem Weyerberg schon kannte. Man lebte dort im Künstlerdorf so unverstellt, als sei man unter sich. Ich beschäftigte mich mit Bildern und Briefen von Paula Becker-Modersohn, besuchte den alten Otto Modersohn, ihren Mann, den die Malerin einst zärtlich «meinen Rotbart» genannt hatte, fand mich häufig bei Clara Westhoff-Rilke in Fischerhude zur Teestunde ein. Lange Abendgespräche in wechselndem Kreis reihten sich aneinander, wir alle fühlten uns wie unter einem Stern, tief beunruhigt durch das Grollen, mit dem sich in der Ferne unser Verhängnis ankündigte. Nach einem späten Gang durch die Niederung, der mir Glanz und Farbenrausch über dem Teufelsmoor wie zum friedlichen Abschied noch einmal verschwenderisch darbot, fand ich den Gestellungsbefehl vor: am 24. August 1939...

Hans Kasper

1916 • Der Kaiser gab zwei Orden
Seite 93

.. Auf dem Berliner Lebensmittelmarkt sind die ersten Schwäne, das Stück zu 42 Mark, angeboten. Das Fleisch soll zunächst zur Behebung eines fremden Geschmacks unter Hinzufügung von Heu abgekocht werden...

1916 im Bild

Seite 141

Die Autoren • Geboren im Jahre 1916

Seite 157

Karl-Heinz Janssen

1916 oder die Agonie der grossen Mächte

«Mir ist, als ob eine Horde Irrsinniger uns regierte.» **Max Weber im März 1916**

«Versuchen wir es auch einmal mit dem Pazifismus. Er ist absurd, aber credo quia absurdum, hat Tertullian gesagt, und welche Weltmacht ist dieses Wort geworden.»

Hans Delbrück im Herbst 1916

Eis war ein blutiges Jahr. 600'000 Menschen liessen ihr Leben in den Wäldern und Schluchten vor Verdun. Mehr als eine Million verbluteten in den Niederungen und zwischen den Hügeln an der Somme, ebenso viel in den Weiten Wolhyniens und am Fusse der Karpaten.

Das Los war schon Monate vorher über sie geworfen worden: Im Advent des Vorjahres entwarfen die Generalstäbe der Entente in Chantilly ihren ersten gemeinsamen Operationsplan im Krieg gegen die Mittelmächte. Und zum Weihnachtsfest liess sich der deutsche Generalstabschef Erich von Falkenhayn vom Kaiser einen Gegenplan genehmigen.

Der Plan von Chantilly war einfach: gleichzeitig sollten in Frankreich und in Russland alliierte Armeen die feindlichen Stellungen erstürmen, so dass die Deutschen, des Vorteils der inneren Linie beraubt, nicht mehr rechtzeitig Reserven von einem Kriegsschauplatz zum anderen verschieben konnten. An Menschen und Material sollte nicht gespart werden.

Viel Phantasie hatten die alliierten Generale nicht walten lassen. Sie wiederholten nur das Rezept der Angriffsschlachten vom Jahre 1915, als sie «Poilus» und «Tommies» immer und immer wieder in deutsches Sperr- und Maschinengewehrfeuer hineingetrieben hatten. Die Verluste der Angreifer waren dabei stets höher als die der Verteidiger gewesen. In diesem Jahr war es nicht anders. Alle Offensiven der Alliierten – an der Somme, am Na-

rotschsee, bei Luzk und Kolomea – erstickten nach anfänglichen Erfolgen wie ihre Vorläufer im Schlamm des Stellungskrieges. Material plus Masse reichten nicht aus, den Krieg aus seiner Erstarrung zu lösen. Der deutsche Generalstabschef hatte dies längst eingesehen. Eine Durchbruchsschlacht im Stile der Franzosen und Engländer reizte ihn nicht mehr, zumal er mit seinen Reserven sparsamer umgehen musste als seine Gegner. Darum wählte er eine kompliziertere Angriffstaktik. Mit einem Minimum an Kräften wollte er dem Gegner im Westen eine Zermürbungsschlacht liefern. Ein Sturmangriff auf die stärkste Stelle der französischen Front, auf die befestigten Maashöhen rund um Verdun, sollte die Franzosen zwingen, ihren letzten Mann dort einzusetzen oder aber an anderer Stelle Entlastungsangriffe vorzutragen, die dann von überlegenen deutschen Reserven zerschlagen werden konnten.

Es war ein kühner, vielleicht tollkühner Gedanke, den Stier bei den Hörnern zu packen. Falkenhayn erfand für seine neue Methode die ebenso treffende wie makabre Bezeichnung «Blutanzapfung». Churchill in seiner bildhaften Sprache nannte Verdun einen Amboss, auf dem die französischen Mannschaften von deutschen Kanonen zu Tode gehämmert werden sollten. Psychologisch hatte Falkenhayn die Reaktion seines Gegners richtig eingeschätzt. Die Franzosen setzten ihre Ehre und ihr Blut daran, diese Bastion zu halten, koste es, was es wolle. Verdun war für sie das Symbol für die unbeugsame Widerstandskraft ihres Volkes. Weltberühmt wurde das «Ils ne passeront pas» (sie werden nicht durchkommen) des Generals Nivelle. So tappte das französische Oberkommando blindlings in die Falle, die ihm Falkenhayn gelegt hatte. Hekatomben an Menschenleben wurden geopfert zur Verteidigung einer Stadt, die Falkenhayn gar nicht erobern wollte.

Die deutschen Soldaten, die Tag für Tag in dem Glutofen der Materialschlacht untertauchten, hatten, anders als ihr Feldherr, nur ein Ziel vor Au-

gen: Verdun – so als hinge die Seligkeit am Besitze dieser Stadt. Vom deutschen Kronprinzen, dem Oberbefehlshaber der 5. Armee, bis zum letzten Musketier waren alle von der Aufgabe durchdrungen, die gewaltige Festung zu erobern. Wie hätten die Kämpfer auch sonst wochen- und monatelang dieses Inferno ertragen können: den Geruch der Leichen, den Gestank der Gase, die Qualen des Durstes, die Martern des Trommelfeuers, den Schlamm des Kraterfeldes, das Stöhnen der Verwundeten und das Schreien der Irrsinnigen?

Ein rascher Erfolg ihres Angriffs hätte den deutschen Generalstabschef in einige Verlegenheit gebracht. Je länger sich die Schlacht hinzog, umso ergiebiger war die von ihm betriebene «Blutmühle». Falkenhayn bildete sich ein, er könne das Tempo jederzeit selber bestimmen, das Mahlwerk nach Belieben beschleunigen oder anhalten. Darum durften nur ein paar Divisionen gleichzeitig angreifen, darum wurde der Angriff zunächst nur auf einem Maasufer vorgetragen. Mit einem Minimum an Aufwand wollte er dem Feind ein Maximum an Schaden zufügen.

Das Falkenhaynsche Rezept war nichts anderes als eine moderne Abwandlung des uralten Kriegsgebotes: Töte so viele Feinde wie möglich! Der Tod wurde anonym, verwaltbar, statistisch berechenbar. Menschen zählten nicht mehr und nicht weniger als Granaten. Sie waren nur noch Werkzeuge einer hochgezüchteten, disziplinierten Vernichtungsmaschinerie. Vor Verdun hatte Ernst Jünger die Vision eines Duells zweier Industriegiganten; das lodernde Schlachtfeld erinnerte ihn an eine Industrielandschaft mit rauchenden Schloten, leuchtenden Hochöfen und dröhnenden Hämmern. Verdun – eine Fabrik des Todes. Wo Verdun möglich war, konnten Auschwitz und Hiroshima denkbar werden.

Frankreich sollte zur Ader gelassen werden. Aber in Frankreich wollte Falkenhayn England treffen, England als Seele der feindlichen Kriegskoalition. Eilten die Engländer ihrem blutenden Verbündeten zu Hilfe, umso

besser – dann würden die deutschen Reserven, die Falkenhayn für diesen Fall aufsparte, ihnen in offener Feldschlacht eine vernichtende Niederlage bereiten. Wahrscheinlich würde die Regierung in London dann zu Friedensverhandlungen bereit sein.

Dieser Wahrscheinlichkeit gedachte der deutsche Generalstabschef ein wenig nachzuhelfen, indem er das britische Volk mit einer totalen Unterseebootblockade in den Würgegriff nahm. Des Beifalls im eigenen Lande durfte er dabei gewiss sein. Nichts war in Deutschland so populär wie der rücksichtslose Tauchbootkrieg gegen England. Die «Gott-strafe-England»-Stimmung, die von Katheder und Kanzel, von Presse und Parlament angeheizt wurde, korrespondierte mit dem allgemeinen Verlangen nach einer Annexion Belgiens. Für Falkenhayn und seinen Mitstreiter Grossadmiral Tirpitz reduzierte sich der Weltkrieg ohnehin auf einen deutsch-britischen Zweikampf um Belgien. Wer dieses Land behielt, hatte den Krieg gewonnen. Oder: Musste Deutschland Belgien aufgeben, so hatte es auch seine Weltmachtstellung eingebüsst.

Der verantwortliche Leiter der deutschen Aussenpolitik, Reichskanzler von Bethmann Hollweg, dachte in diesem Punkte differenzierter. Auch er wollte keineswegs leichthin auf Belgien verzichten. Gerade aus dem Frühjahr 1916 sind uns öffentliche und interne Äusserungen überliefert, die sein Kriegszielprogramm konkret bezeichnen. Die eroberten Gebiete – wie Polen und Belgien – sollten Deutschland wie ein Puffer schützen, autonom zwar in der Verwaltung und mit eigener Armee, aber doch militärisch und wirtschaftlich vom Reiche abhängig. Ihre wirtschaftlichen Reichtümer – Kohlengruben, Industrien, Bahnen – sollten, als Kriegsentschädigung getarnt, in den Besitz des deutschen Staates gelangen.

Wohlgermerkt: der Kanzler vergass bei solchen Zukunftserörterungen nie hinzuzufügen, dass die endgültige Form von der Lage bei Friedensschluss abhinge. Er wäre nie auf die Idee gekommen, dafür den Krieg ins Uner-

messliche zu verlängern. Was ihm vorschwebte, war ein Kompromissfrieden, bei dem Ländergewinn, Kriegsbeute, politische und wirtschaftliche Vorteile Zug um Zug am Konferenztisch ausgehandelt wurden. Den Rat besorgter Freunde, er solle doch nicht vom Frieden reden, solange der militärische Kampf noch unentschieden hin und her woge, hat Bethmann Hollweg nicht beherzigt. Man könne sich, erwiderte er, nicht verhehlen, dass viele im deutschen Volke darben und unter dem Krieg leiden, und man dürfe nicht den Gedanken auf kommen lassen, als wenn die Führer der Nation diesen Zustand rücksichtslos verlängern wollten.

Während vor Douaumont, am Toten Mann, im Cailletewald und bei Fleury von Februar bis Mai jeden Tag Tausende deutscher Soldaten ihr Blut liessen, wurde die Stimmung hinter der Front, trotz des Hurrageschreis an den Stammtischen und in den Gelehrtenzirkeln, immer gedrückt. Die Grossstadtbevölkerung musste den Riemen enger schnallen. Milch, Butter, Fett wurden teurer; Kartoffeln waren knapp, nur die Begüterten hatten sich beizeiten eindecken können; für die Schweine fehlte das Kraftfutter; die Kornvorräte schwanden beängstigend schnell dahin; Brauereien mussten schliessen. Die Berliner Behörden erkannten, dass man nicht länger mehr «drauf los wirtschaften» durfte. Erst jetzt wurde ein zentrales Kriegsernährungsamt geschaffen, zu spät freilich, um den aufkommenden Unmut des Volkes noch besänftigen zu können.

Es war ein unheil kündendes Symptom, als am 1. Mai auf dem Potsdamer Platz in Berlin Hunderte (oder Tausende?) für die Parole «Brot-Freiheit-Frieden» demonstrierten. Die preussischen Militärs, unter dem Belagerungszustand die eigentlichen Herren des Landes, wollten ein Exempel statuieren und zerrten den Rädelsführer der Kundgebung, den linksradikalen Reichstagsabgeordneten Karl Liebknecht, vor ihre Gerichte. Liebknecht, ein fanatischer Schwärmer ohne jeden Sinn für die Realitäten, hatte über

den Potsdamer Platz ungeheuerliche Worte gerufen: «Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!» Wegen versuchten Kriegsverrats und Widerstands gegen die Staatsgewalt wurde er zu hohen Zuchthausstrafen verurteilt. Zuvor hatte der Reichstag seine Immunität aufgehoben, weil er «feindlichen Mächten Vorschub geleistet» habe. Vergebens plädierten die Sozialdemokraten dafür, den jungen Liebknecht der Lächerlichkeit preiszugeben, anstatt aus ihm einen Märtyrer zu machen. Sie hatten schon Kummer genug mit den rebellischen Abgeordneten des linken Flügels, die sich in diesem Frühjahr aus Protest gegen den patriotischen Kurs der Partei spalteten und eine eigene, unabhängige Fraktion gründeten. Dieser Riss in der Sozialdemokratie, der einzigen Massenpartei des Deutschen Reiches, hätte sich vielleicht noch überbrücken lassen, wäre nicht das Elend in den Arbeitervierteln der Grossstädte so gross und die Aussicht auf einen Siegfrieden so gering geworden.

Die Deutschen waren des Krieges müde. Anfang Mai zeigte sich der bayerische Ministerpräsident Graf Hertling wegen der Nachrichten über die hohen Verluste bei Verdun und die anhaltende Ernährungskrise derart deprimiert, dass er «keinerlei Hoffnung» mehr hatte, «diesen Krieg rechtzeitig militärisch zu einem für uns befriedigenden Ende zu führen». Am selben Tage notierte sich der Reichskanzler: «Die Friedenssehnsucht bei uns ist doch sehr gross, und unsere wirtschaftlichen Schwierigkeiten werden unmittelbar katastrophal, wenn die Ernte missraten sollte. Sind wir einmal der Überzeugung, dass der U-Boot-Krieg England nicht niederzwingen kann, dann müssen wir eben jede Möglichkeit, zum Frieden zu kommen, beim Schopfe greifen...»

Währenddessen begann sich Falkenhayn zu fragen, ob das Blutvergiessen bei Verdun noch einen Sinn habe. Sein Feldzugsplan, der den Krieg im Westen entscheiden sollte, war ein Torso geblieben, da Wilhelm II. auf den U-Boot-Krieg verzichtet hatte. Der Kaiser neigte zwar dazu, den Ratschlägen seiner militärischen Umgebung nachzugeben, aber sein christliches

Gewissen scheute letztlich doch vor einer heimtückischen Kriegführung zurück, die das Leben friedlicher Touristen, von Frauen und Kindern auf hoher See nicht schonte. Nach einem wechselvollen Ringen um die Seele des Kaisers triumphierte noch einmal die staatsmännische Vernunft des Reichskanzlers über das Zweckdenken der Militärs. Bethmann Hollweg und seine Freunde hatten die statistischen Taschenspielertricks durchschaut, mit denen die Admirale ihre Erfolgchancen beweisen wollten. Die Marine versprach, sie könne England binnen wenigen Monaten auf die Knie zwingen, obwohl tatsächlich nur jeweils drei bis vier U-Boote gleichzeitig vor englischen Häfen auf der Lauer liegen konnten. Solange nicht mehr Boote gebaut wurden, würde es Handelsschiffen ein leichtes sein, allein oder im Konvoi und bei Nacht die Blockade zu durchbrechen. Vier bis fünf Dampfer täglich genügten zur Versorgung Englands. Obwohl die Marine nicht halten konnte, was sie versprach, wollte sie dennoch den Bruch mit allen Neutralen und sogar den Krieg mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika riskieren. Auf ein solches Vabanquespiel durften sich weder Kaiser noch Kanzler einlassen. Der sachliche Konflikt um den U-Boot-Krieg artete alsbald in persönliche Machtkämpfe aus. Grossadmiral von Tirpitz und seine vielen politischen Freunde schürten allenthalben Feindschaft gegen den Reichskanzler, den sie seit Langem schon zu Fall bringen wollten. Bethmann Hollweg seinerseits benutzte die Krise dazu, seine Gegenspieler Falkenhayn und Tirpitz, die er beide als politische Rivalen ernst nahm, aus der Gunst des Kaisers zu verdrängen. Doch Wilhelm II. wollte sich noch nicht von seinem Generalstabschef trennen. Von einem Tag auf den andern entliess er aber den Grossadmiral aus seinen Diensten. Tirpitz, der Schöpfer der deutschen Flotte, hatte ein solches Ende nicht verdient, durch seine Einmischungen in die Politik jedoch selbst verschuldet.

Zehn Wochen nach seinem Sturz schlug für Tirpitzens Lebenswerk die

Stunde der Bewährung. Die deutsche Hochseeflotte stellte sich vor der Küste Jütlands der britischen «Grand Fleet» zur letzten klassischen Seeschlacht der Kriegsgeschichte. Nach dieser Skagerrakschlacht – einem unbeabsichtigten Zusammenstoss der beiden Hochseefloten – mussten Deutsche wie Engländer feststellen, dass sie beide nahe daran gewesen waren, die Schlacht zu verlieren. Immerhin hatten die Deutschen die Genugtuung, dass sich ihre Schiffsartillerie und ihre Schiffspanzerung als überlegen erwiesen. Die Engländer verloren mehr Mannschaften und Tonnage als die Deutschen. Das seebeherrschende Grossbritannien war in seinem Selbstbewusstsein nachhaltig getroffen; es nahm sich die Lektion von Jütland jedoch zu Herzen und fing an, über eine Reform der Flotte angestrenzter nachzudenken.

Die Deutschen verloren fortan die Lust an neuen Abenteuern, bei denen sie den Rest ihrer schwer angeschlagenen Flotte auch noch hätten einbüßen können. Dessen ungeachtet feierte Wilhelm II. den halben Sieg seiner Flotte mit grossspurigen Worten, die umso peinlicher wirkten, als er zugleich den Zusammenbruch der Franzosen voraussagte. Zur selben Zeit jedoch hatte sich der französische Oberkommandierende Joffre überzeugt, dass sein Land die Schlacht um Verdun schon gewonnen habe und nunmehr selber die Initiative an sich reißen könne.

Falkenhayn hatte seinen Meister gefunden: an General Philippe Pétain. In der Stunde höchster Not, als Brandenburger Jäger das Fort Douaumont stürmten und die Franzosen bereits das ganze rechte Ufer aufgeben wollten, war Pétain mitten aus einem Schäferstündchen in Paris an die Front berufen worden, um Verdun und das Vaterland zu retten. Dank seiner Unerschrockenheit gelang es, den deutschen Angriff aufzuhalten. Allmählich begann die «Blutpumpe» auch dem deutschen Westheer das Mark zu entziehen. Joffre und Pétain hatten ein System erfunden, das die Deutschen in dem Glauben liess, ihr Abnutzungsrezept werde genau befolgt. Das deutsche

Das moderne „englische Löwenherz“ (nach Asquith)



Dr. med. Kladd: „Nicht zu machen! Sie haben einen Löwenherzfehler! — Hundertfünfzig Schläge — im Jahr, und dabei hab' ich noch gar nicht! — Skagerrak müdejäh!“

Oberkommando sah gebannt, wie immer neue französische Divisionen dem deutschen Artilleriefeuer ausgesetzt wurden. Aber Pétain, auf das Wohl seiner Soldaten bedacht, löste die Truppen schon nach kurzer Zeit wieder ab. Falkenhayns Reserven hingegen mussten so lange in der Hölle ausharren, bis sie zu Schlacken ausgebrannt waren.

Den zunächst kaum spürbaren Wandel auf dem Schlachtfeld wollte Joffre sofort sichtbar ausnutzen. Die vorsichtige Taktik Pétains begann die Politiker und Militärs in Paris zu langweilen; er musste deswegen auf einen höheren Posten wegbefördert werden. Vor Verdun hatten nun Generale eines anderen Typs das Sagen – ehrgeizige Draufgänger, für die der Krieg nur aus Angreifen bestand: Nivelle (der «Blutsäufer») und Mangin. Aber von der Doppelaufgabe der Abwehr und der Gegenoffensive waren die geschwächten französischen Divisionen überfordert. Ihre Sturmangriffe wurden durch wuchtige Gegenstösse deutscher Elitedivisionen zerschlagen. Zum erstenmal wankte die Kampfmoral der Franzosen.

Doch ehe Falkenhayn seinen Vorteil nutzen konnte, brach über die österreichisch-ungarischen Truppen die Katastrophe der Brussilow- Offensive herein. Wohl oder übel musste die deutsche Heeresleitung Reservedivisionen und schwere Artillerie von Frankreich nach Osten abziehen, um die zurückflutenden Armeen des Verbündeten aufzufangen und zu stützen. Und dann hob sich Ende Juni an der Somme der Vorhang über der grössten Materialschlacht des Krieges. Nun wurden die Reserven und die Kanonen in Nordfrankreich dringender gebraucht als bei Verdun.

Die grosse alliierte Sommeroffensive begann termingerecht. Weder Briten noch Franzosen hatten sich durch Falkenhayns Sturm auf Verdun zum vorzeitigen Losschlagen provozieren lassen. Joffre, der Mann mit den eisernen Nerven, konnte trotz Verdun noch 16 ausgeruhte Divisionen in die Schlacht schicken. An Zahl der Truppen waren die Alliierten dreifach, an Artillerie

und Flugzeugen sechsfach überlegen. Sieben Tage und acht Nächte trommelten 3'000 Geschütze auf die deutschen Schützengräben, eine Tonne Stahl auf jeden Quadratmeter. Rüstungstechnisch hatte das Deutsche Reich den Wettlauf mit der Entente verloren. Seine Heeresleitung war künftig auf ein «System von Aushilfen» angewiesen und musste, da alle Reserven dahingeschmolzen waren, von der Hand in den Mund leben.

Nach dem Doppelschlag der alliierten Offensiven und der ihnen folgenden Kriegserklärung Rumäniens war Falkenhayns Position erschüttert. Kaiser und Regierung, Volk und Armee hatten zu seinem Stern kein Vertrauen mehr. Alle ihre Hoffnungen ruhten auf den breiten Schultern des Feldmarschalls Paul von Hindenburg, des Siegers von Tannenberg und Masuren. Seine Vaterfigur hatte sogar den Nimbus des Kaisers verdunkelt. Wilhelm II. witterte Gefahr für seinen Thron und für die Monarchie überhaupt. Als ihm zum erstenmal bedeutet wurde, er möge doch den Liebling des Volkes in die höchste militärische Macht erheben, erwiderte er grob, er lasse sich nicht absetzen! Praktisch jedoch füllte der Herrscher seit Kriegsbeginn nur noch eine Statistenrolle aus. Dem Volke hatte er sich durch den Umzug ins Grosse Hauptquartier entfremdet, aber auch seine Soldaten bekamen ihn kaum zu Gesicht, da er sich nur selten «an die Front» begab, wobei er nie über die Etappe hinauskam. Den Krieg überliess er seinen Generalen.

Selbst Falkenhayn, der noch den Schein kaiserlicher Kommandogewalt loyal gewahrt hatte, handelte oft (und musste es wohl auch), ohne vorher das Einverständnis des Kaisers einzuholen. Dennoch hielt er sich an das Gebot «Mehr sein als scheinen». Sein Name musste hinter der Sache zurückstehen; nach aussen führte nicht er, sondern der Kaiser den Krieg. Deshalb ist dieser Feldherr, unter dem das deutsche Heer des Ersten Weltkrieges seine grössten Erfolge errungen hat, niemals populär geworden. Nach seinem Nachfolger Hindenburg wurden in Deutschland ungezählte Strassen

benannt, obwohl Hindenburg für das Waffenstillstandsangebot vom Oktober 1918 mitverantwortlich war. Falkenhayn jedoch wurde die Blutschuld von Verdun nie los: ein Feldherr ohne Fortune.

Nach Falkenhayns Abgang im August 1916 wurde die Spitze des deutschen Generalstabes zweigeteilt. Eigentlich hätte Erich Ludendorff, ein un-
gemein tüchtiger und energiegeladener General, zum Nachfolger ernannt werden müssen. Aber die Berufung des etwas gewalttätigen Mannes war dem Kaiser nur zuzumuten, indem man zum Scheine den alten könig-
streuen Feldmarschall Generalstabschef werden liess und Ludendorff, den wirklich Verantwortlichen, mit dem Amte eines Generalquartiermeisters abfand. Ludendorff, endlich am Ziel seines jahrelangen Ehrgeizes, war von der neuen Aufgabe so fasziniert, dass er dem Feldmarschall grosszügig ge-
stattete, sich im Glanze Ludendorffschen Ruhmes zu sonnen. Mit einem kleinen Vorbehalt freilich: die täglichen Heeresberichte, zu Falkenhayns Zeiten anonym herausgegeben, erschienen künftig mit der Unterschrift «i. A. Ludendorff». Und jeder Brief, unter den Hindenburg seine mächtige Un-
terschrift setzte, trug als Paraphe ein winziges «L», so dass ein Berliner Diplomat einmal fragte, ob Hindenburg keine eigenen Briefe schreiben könne.

Die Berufung der beiden Feldherren war ein persönlicher Triumph des Reichskanzlers. Zusammen mit Ludendorff und dessen jüngeren Mitarbei-
tern hatte Bethmann Hollweg systematisch auf den Sturz Falkenhayns hin-
gearbeitet. Ihr Pakt war eine reine Vernunfthe. Ungleichere Partner liessen sich kaum denken: hier der sorgsam abwägende, von Zweifeln geplagte Staatsmann, dort der Nur-Soldat, der Denken als Schwäche verachtete und Einsicht durch Willen ersetzte. Überdies war das Bündnis unehrlich. Lu-
dendorff stand mit dem Herzen auf Seiten der konservativ-nationalliberal-
alldeutschen Kanzlerfronde, die ihr politisches Programm nicht nach den Realitäten, sondern am Wunschenken orientierte. Das Wort «Niederlage» hatten diese Politiker ganz aus ihrem Wortschatz gestrichen.

Mit Ludendorff gewann die Strategie des «Alles oder nichts» die Oberhand. Wer wollte leugnen, dass seine ungeheure Willenskraft, sein glühender Siegeswunsch zunächst einmal brachliegende Energien im Volke und in der Armee ausschöpfte, die der sparsame Hausvater Falkenhayn vielleicht zu lange geschont hatte. Im Endergebnis aber blieb es sich gleich – unter Falkenhayn wie unter Ludendorff erlag die deutsche Heeresleitung denselben Fehlern: sie überschätzte die eigenen und unterschätzte die feindlichen Kräfte. Der unvermeidliche Prozess der Niederlage wurde unter Ludendorff nur noch beschleunigt.

Bethmann Hollweg kannte die gefährlichen Schwächen des Generals, aber er brauchte ihn als Stütze seiner Friedenspolitik. Sein Kalkül war, dass militärische Faktoren die neue Heeresleitung von selbst zu dem Schluss nötigen würden, den Krieg beizeiten durch einen Kompromissfrieden zu beenden. Vor dem Volk, das sich über den wahren Ernst der Lage hinwegtäuschte, wollte sich der Kanzler dann durch das Alibi des vergötterten Feldmarschalls rechtfertigen. Das gewaltige Kapital an Vertrauen, das die Feldherrn des Ostens angesammelt hatten, sollte, wenn auch aus redlichen Motiven, für die Aussenpolitik der Reichsleitung missbraucht werden. Dies war ein ebenso künstlicher wie zweischneidiger Behelf; am Ende war der Kanzler nicht mehr Herr der Situation und musste den Militärs das Feld überlassen.

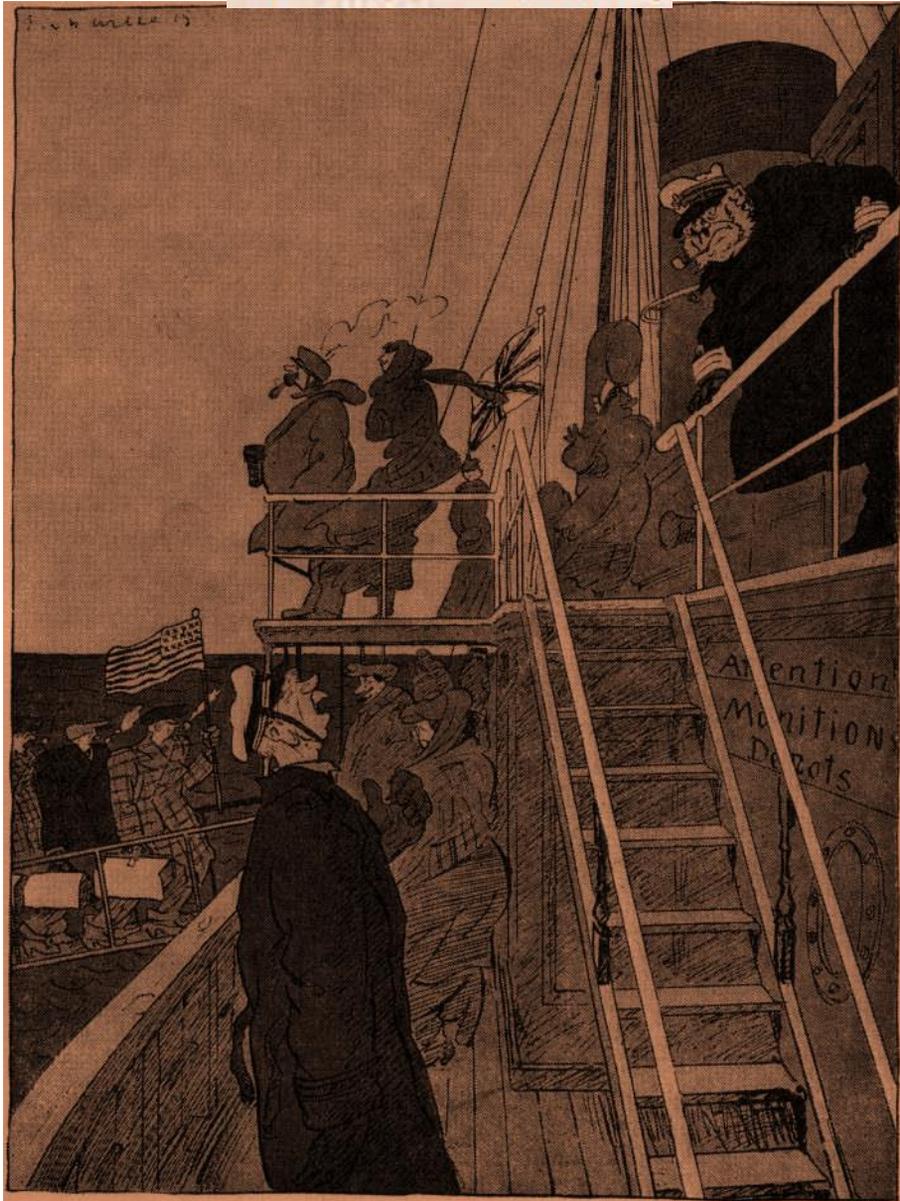
Bethmann Hollweg besass nicht die robuste Kämpfernatur eines Lloyd George, auch nicht die Beredsamkeit des walisischen Volkstribuns, die nötig gewesen wäre, um das aussen- und innenpolitische Programm zu verfechten, das er als richtig und vernünftig erkannt hatte: Versöhnung der Klassen und Parteien, liberalere Verfassungszustände als einzig sinnvolle Konsequenz des Volkskrieges und ein Frieden der Verständigung. Der britische Premierminister durfte sogar die stark pazifistisch durchgesetzte Labour-Partei an der höchsten Verantwortung mitbeteiligen; hätte aber der deutsche Kanzler

auch nur den leisesten Versuch gewagt, sich mit den Linksliberalen und den Sozialdemokraten zu verbinden oder sich öffentlich zu mass vollen Kriegszielen zu bekennen, so hätten ihm Generale und Admirale – im Bunde mit dem Hofe und dem konservativen Beamtentum, mit der reaktionären Mehrheit des preussischen Landtages und der Kriegszielmehrheit des Reichstages – schnell den Garaus gemacht. Ohnehin dauerte es nur ein knappes Jahr, bis derselbe Ludendorff, der mit Hilfe Bethmann Hollwegs an die Schalter der Macht vorgedrungen war, den Reichskanzler zu Fall brachte, weil er ihm nicht «kraftvoll» genug war.

Aber was nützte der Siegeswille, wenn alle Siegesrezepte verbraucht waren? In der monatelangen Sommeschlacht hatte auch der Feldherr Ludendorff keine andere Wahl, als die aufgerissenen Löcher in der Front notdürftig zu stopfen und seine wenigen Reserven ungebührlich lange dem Trommelfeuer auszusetzen. Die Krise an der Somme kam erst, als Ludendorff schon einen Monat lang amtierte. Nicht unter Falkenhayns, sondern unter Ludendorffs Verantwortung geschah es, dass im Dezember beim französischen Angriff auf Fort Vaux 10'000 kampfes müde deutsche Soldaten die Waffen streckten. Der einzige militärische Erfolg der Mittelmächte – die Eroberung Rumäniens durch die verbündeten Truppen – beruhte auf Feldzugsplänen, die noch Falkenhayn und sein Mitarbeiter Tappen entworfen hatten und die sie nun auf dem rumänischen Kriegsschauplatz als Armeeführer oder als Stabschef selber in die Tat umsetzen durften.

Auch die dritte Oberste Heeresleitung war am Ende ihrer Weisheit. Vom Tage ihrer Ernennung an hatte sie den Kanzler nicht im Zweifel gelassen, dass sie früher oder später, gestützt auf die öffentliche Meinung und die Mehrheit des Reichstages, seine Zustimmung zum rücksichtslosen U-Boot-Krieg verlangen würde. Nach des Kanzlers fest begründeter Überzeugung würde der U-Boot-Krieg die Vereinigten Staaten in den europäischen Krieg hineinziehen.

Der britische Torpedoschutz



„Was an Bord?“ „Nein, Der Kapitän, die üblichen drei Amerikaner sind noch nicht an Bord!“

Das bedeutete: das Ende Deutschlands. Diesem Übel konnte die deutsche Politik nur entgehen, wenn sie noch in diesem Jahr mit einem oder mit allen Entente-Staaten einen ehrenvollen Frieden zustande brachte.

Aber weder in Deutschland noch in Frankreich oder England war die öffentliche Meinung auf einen Verzichtfrieden eingestellt. Der moderne Volkskrieg in seiner totalen Form, der auch den letzten Bürger erfasst, selbst vor Frauen und Kindern nicht haltmacht, reißt in der Volksseele furchtbare Abgründe auf: gekränkter Nationalstolz, übersteigerte Ehrbegriffe, nationalistische Habgier, blindwütiger Zerstörungstrieb und erbitterter Hass bringen die Stimmen der Vernunft zum Verstummen. Blutige Opfer und materielle Entbehrungen scheinen (wenigstens zeitweilig) den Durchhaltewillen eines Volkes eher noch zu stärken als zu schwächen. Es braucht nur ein «starker Mann» zu kommen, der das Pathos des nationalen Trotzes beherrscht und den Menschen mit Appellen an ihren Opfermut schmeichelt, so wird ihm eine breite Gefolgschaft im Lande nicht versagt bleiben.

Die westeuropäischen Demokratien brachten in der Stunde der Gefahr solche Männer an die Spitze: in Frankreich Briand, dem seine oratorische Begabung zustatten kam (aus dem Hintergrund war schon die grollende Stimme eines George Clémenceau zu vernehmen), in England den Kriegsminister Lloyd George, der ein Kabinett der nationalen Konzentration zusammenstellte, das zu nichts anderem geschaffen war, als den Kriegswillen des britischen Volkes über alle Massen zu steigern. Obwohl von Hause aus Pazifist und Liberaler, kümmerte sich Lloyd George wenig um demokratische oder privatwirtschaftliche Vorurteile, sobald er seine Politik nur einem Ziele unterordnete: dem militärischen Sieg. «Wozu ist eine Regierung da, wenn nicht um zu diktieren?» Wider Willen, aber wissend wurde er zum Totengräber des britischen Liberalismus: «Der Sieg ist der Triumph der Gewalt und nicht der Vernunft!»

Dieser Mann vor allem war es, der die Tür zum Frieden, die schon einen Spalt geöffnet stand, hörbar zuschlug. Mit seinem berühmten «Knock out»-Interview versuchte er die bevorstehende Friedensvermittlung des amerikanischen Präsidenten zu hintertreiben: «Deutschland hat sich entschieden, dass es mit England kämpfen will, bis einem von beiden der Rest gegeben wird.» England werde keine Friedensvermittlung dulden, weil es den preussischen Militarismus auf immer zerstören wolle. Die preussische Militärmacht galt in westlichen Ländern als die Wurzel allen Übels. In diesem Pauschalurteil steckte insofern ein wahrer Kern, als sich Deutschlands konstitutionelle Verhältnisse noch nicht mit denen der westlichen Demokratien vergleichen liessen und das militärische Denken in der deutschen Politik einen über Gebühr grossen Platz einnahm.

Aber nicht aus Furcht vor dem preussischen Militarismus hielt Lloyd George am Kriege fest, sondern weil ihm die Ausgangsposition für Friedensverhandlungen noch zu ungünstig erschien. Schwiegen erst einmal die Waffen, dann würde keines der ausgebluteten Völker seiner Regierung erlauben, für irgendwelche Kriegsziele, die sich am Konferenztisch nicht erreichen liessen, den Krieg wiederaufzunehmen.

Genauso wie die deutsche fürchtete auch die britische Regierung, bei einer allgemeinen Friedenskonferenz isoliert zu werden. Kriegskoalitionen halten selten länger als bis zum Waffenstillstand; hernach überwiegen die Einzelinteressen das Bündnisinteresse. Weit mehr als die Mittelmächte waren die Entente-Mächte durch Kriegszielabkommen und Verpflichtungen zum gemeinsamen Friedensschluss aneinandergekettet. Zu milde deutsche Bedingungen hätten den einen oder anderen Partner verführen können, sich dieser lästigen Fesseln zu entledigen. Die Botschafter der Entente in Petersburg lebten in Sorge, der Zar oder seine Minister könnten auf die wiederholten deutschen Sonderfriedensangebote hereinfliegen.

Der einzige Staatsmann, der das Interesse am Verständigungsfrieden höher bewertete als die Sicherung der Bündnisse, war Bethmann Hollweg. Er bot im Dezember den Gegnern einen Frieden an, ohne sich vorher mit dem österreichisch-ungarischen Verbündeten über die gemeinsamen Friedensbedingungen zu einigen. Allerdings rechnete der Reichskanzler wohl kaum damit, dass die Entente sein Angebot annehmen würde. Kurz zuvor hatten überall die Kriegsparteien das Ruder in die Hand genommen: in Russland war der als deutschfreundlich verdächtige Stürmer gestürzt worden, in Paris hatte Briand, in London Lloyd George einen härteren Kurs eingeschlagen. Darum richtete sich die Friedensaktion der Mittelmächte in erster Linie an die Neutralen und an die kriegführenden Völker. Aber um die alliierten Völker gegen ihre Regierungen aufzubringen, hätte die deutsche Note mehr Substanz haben müssen, hätten ihre Autoren auf den herablassenden, siegesgewissen Ton verzichten müssen. Den alliierten Regierungen wurde die Antwort leicht gemacht, da sich Deutschland und seine Verbündeten über die Friedensbedingungen ausschwiegen.

Somit war das deutsche Friedensangebot ein sinnloser Appell, von den Feindmächten mit Recht als ein «Schrei der Schwäche» verstanden. Die deutsche Behauptung, der Weltkrieg sei dem Deutschen Reiche aufgezungen worden, gab den Alliierten überdies eine Gelegenheit, die Mittelmächte vor der Weltöffentlichkeit ins Unrecht zu setzen. Admiral von Müller, der Chef des kaiserlichen Marinekabinetts, musste nach der Lektüre der alliierten Antwortnote vom 30. Dezember zugeben, dass sie «einige bittere Wahrheiten über unsere Regie des Kriegausbruches» enthielt. Alle Todsünden der deutschen und österreichischen Politik während der Julikrise 1914 wurden noch einmal aufgetischt: das beispiellose Ultimatum an Serbien, die Kriegserklärung trotz des serbischen Entgegenkommens, die Absage an eine internationale Schlichtung des Balkankonflikts, der Völkerrechtsbruch in Belgien und zu guter Letzt auch Bethmann Hollwegs fatales

Wort vom «Fetzen Papier». Deutschland musste jetzt erkennen, dass es sich mit seiner Entscheidung für das Kriegsrisiko nicht nur militärisch übernommen, sondern ausserdem noch ohne Not in eine moralisch und juristisch verfängliche Situation hineinmanövriert hatte. Versailles warf seine Schatten voraus.

Wahrscheinlich hätte Deutschland besser daran getan, auf die Friedensvermittlung Präsident Wilsons zu warten, die nun mit der deutschen Aktion zusammenfiel und zu spät kam. Aber Bethmann Hollweg hatte nicht länger warten können, da Heeresleitung und Admiralstab schon in den nächsten Wochen mit dem U-Boot-Krieg beginnen wollten. Nach dem negativen Echo auf die deutsche Note verlangten Hindenburg und Ludendorff sofort ultimativ und mit drohendem Unterton das Einverständnis des Reichskanzlers. Das Verhängnis nahm seinen Lauf.

Da vorerst weder die Mittelmächte noch die Entente-Staaten auf die Anwendung militärischer Machtmittel verzichten wollten, mussten alle Friedensangebote, die zum Jahresende noch in die Welt gesandt wurden – von den USA, vom Vatikan und von den skandinavischen Staaten – wirkungslos verpuffen. Dennoch hat die Friedensaktion des amerikanischen Präsidenten einen historischen Akzent gesetzt: die Grossmacht von jenseits des Ozeans betrat die Bühne der Weltpolitik.

Am 27. Mai 1916 hatte Woodrow Wilson in einer Rede vor der Amerikanischen Friedensliga zum erstenmal «als Überzeugung und Meinung Amerikas» ein Weltfriedensprogramm verkündet, dessen Grundsätze für die Diskussion über eine dauerhafte Friedensordnung richtungweisend geworden sind: Gleichberechtigung der grossen und kleinen Nationen, ein Völkerbund als Schutzorganisation gegen Aggressoren und Rechtsbrecher, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Freiheit der Meere – das waren Wilsons Ideale, die er seither noch in mehreren grossen Reden proklamiert hat.

Die USA sollten nach seinem Willen die erste Friedensmacht der Welt werden. Noch war er entschlossen, sein Land aus den europäischen Händeln herauszuhalten, obwohl er mit der Entente sympathisierte und das deutsche Kaiserreich als Rechtsbrecher verachtete.

Der Weltpolitiker Wilson mochte den europäischen Staatsmännern als ein weltfremder Gelehrter erscheinen, aber die Ereignisse des Jahres 1916 beweisen, dass er sich als amerikanischer Politiker in seiner Tagespolitik von der Staatsräson und nicht von Idealen leiten liess – darin keinen Deut anders als seine europäischen Kollegen. Amerikanische Marine-Infanteristen gaben den Lateinamerikanern einen lebendigen Anschauungsunterricht über Theorie und Praxis des Selbstbestimmungsrechts der Völker: am 29. November 1916 verkündete ein amerikanischer Marinekommandeur die militärische Okkupation der Dominikanischen Republik. Ein Jahr zuvor waren die «Marines» bereits in Haiti, dem westlichen Teil der Insel Hispaniola, gelandet.

Was bewog einen so liberalen Präsidenten wie Wilson, die «Big Stick»-Politik seiner Vorgänger McKinley und Theodore Roosevelt wieder aufzunehmen, ja sogar noch zu übertrumpfen? Zu einem Teil lässt sich das amerikanische Vorgehen im karibischen Raum aus der Furcht erklären, Deutschland könne den europäischen Krieg gewinnen. Wilsons Mitarbeiter Lansing und House scheinen allen Ernstes geglaubt zu haben, Kaiser Wilhelm trachte nach der Weltherrschaft und werde eines Tages über den Atlantik hinausgreifen. Die USA handelten also im wohlverstandenen Interesse ihrer latein-amerikanischen Nachbarn und als Vollstrecker der Monroe-Doktrin, wenn sie beizeiten einer solchen Gefahr vorbeugten.

Die Ängste vor einer deutschen Intervention waren nicht ganz unbegründet. Vor dem Weltkriege hatten sich die junge Weltmacht Amerika und die deutsche See- und Kolonialmacht im Pazifik bereits mehrmals hart aneinander gerieben. Die USA mussten damit rechnen, dass ein erstarktes Deutschland, nach dem Vorbild der Briten, Franzosen, Spanier und Skandi-

navier, eines Tages ebenfalls einen Stützpunkt in Mittelamerika verlangen würde, etwa eine Flottenbasis oder eine Telegraphenstation. Die chronische politische und finanzielle Unordnung in den mittelamerikanischen und karibischen Republiken gab genug Anlässe zu ausländischen Einmischungen. Der Ablauf war immer der gleiche: Kriegsschiffe kreuzten auf, Truppen wurden gelandet, internationale Zonen abgesteckt – alles zum Schutze ausländischer Bürger- und ausländischer Kapitalinteressen. Je mehr amerikanisches Kapital in diese Gebiete einströmte, umso dringender brauchten die Vereinigten Staaten stabile Verhältnisse vor der eigenen Haustür. Gleichzeitig erwachte aber auch der humanitäre Ehrgeiz, anderen armen Völkern die Segnungen der Demokratie und der kapitalistischen Wirtschaftsordnung zu bescheren.

In Santo Domingo zeigte sich bald, dass die amerikanischen Truppen nicht nur gekommen waren, um die Republik von ihren Bürgerkriegswirren zu befreien. Sie sollten auch die Machtübernahme durch die sogenannten Jimenistas verhindern, die als deutschfreundlich galten (eine Verdächtigung, die sich schnell einstellte, wenn sich lateinamerikanische Politiker den Wünschen ihres grossen Nachbarn nicht fügen wollten). Die Inselrepublik wurde kurzerhand einer amerikanischen Militärregierung unterstellt, die sich gar nicht erst die Mühe machte, mit der provisorischen Regierung des Landes zusammenzuarbeiten. Acht Jahre lang blieben die Amerikaner im Lande. Aus der von ihnen aufgestellten Polizeitruppe stieg Rafael Trujillo empor, der 1930 durch einen Staatsstreich die Macht an sich riss und eine dreissigjährige unbarmherzige Diktatur aufrichtete, ironischer Schlusspunkt einer verfehlten Interventionspolitik.

Die Besetzung der Dominikanischen Republik, das Verbleiben der Marine-Infanterie in Haiti und in Nikaragua (wo sie seit 1912 eine Minderheitenregierung im Sattel hielt), die Invasion General Pershings in Nordmexiko (wo angeblich deutsche Agenten eine Gegen-

Gegenüberliegende Seite:

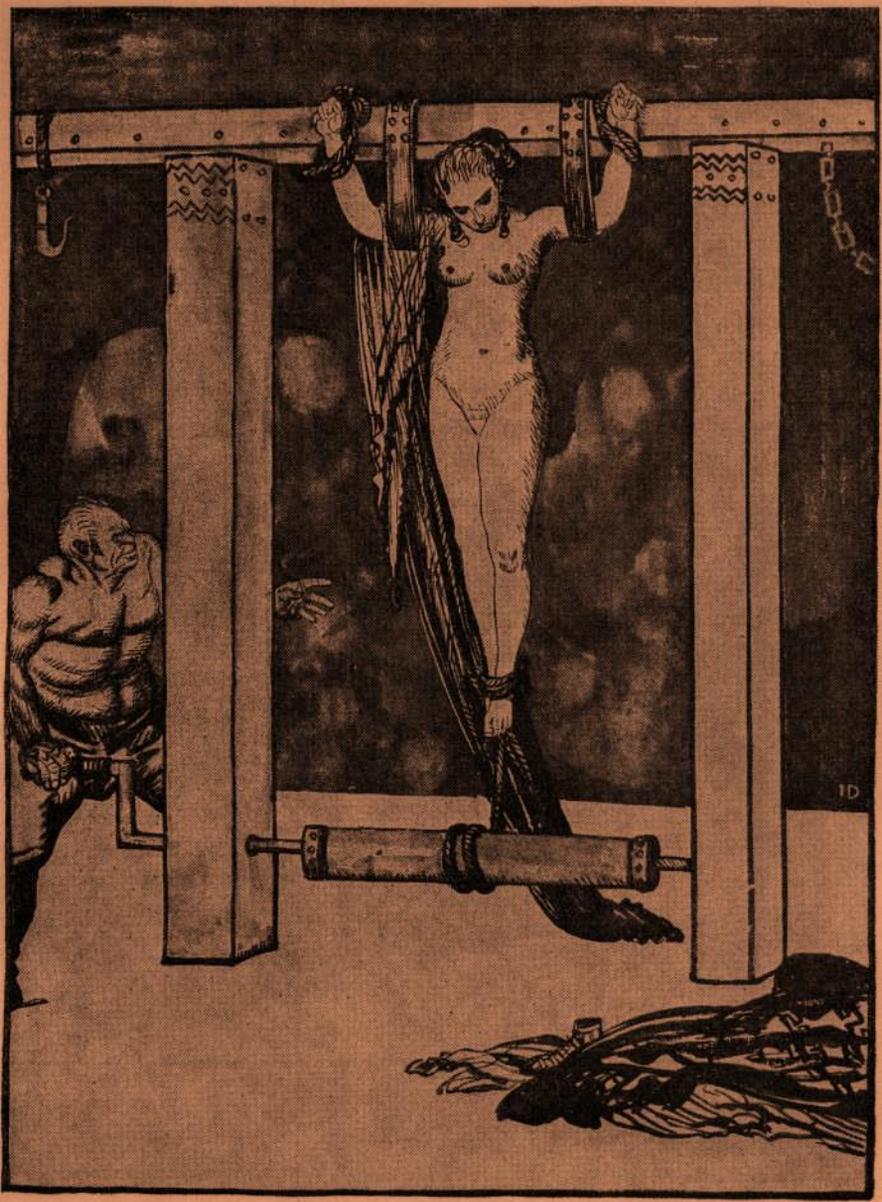
Aus der «Jugend»

revolution anzetteln wollten, um die U SA von Europa abzulenken) – alle diese Interventionen waren, machtpolitisch gesehen, Vorstufen für das weltpolitische Engagement der USA, das im April 1917 mit der Kriegserklärung an Deutschland besiegelt wurde. Die Regierung Wilson hielt es für ihre Pflicht, rechtzeitig das Vorfeld des Panamakanals abzusichern.

Aussenminister Lansing erschien die deutsche Gefahr derart bedrohlich, dass er Dänemark dazu brachte, für 25 Millionen Dollar die Antilleninseln St. Thomas, St. John und Santa Cruz an die USA zu verkaufen. Das amerikanische Verlangen stürzte den kleinen europäischen Staat in eine Regierungskrise. Erst nach einer Volksabstimmung (bei der zum erstenmal auch die Frauen mitwählen durften) wurde der Kaufvertrag gültig. Dänemark war somit der erste europäische Staat, der sich in diesem Jahrhundert aus seinen überseeischen Verpflichtungen löste, wenn auch nicht ganz freiwillig. Eher als ihr grosser Nachbar im Süden hatten die Dänen begriffen, dass mit der jungen Weltmacht jenseits des Ozeans nicht zu spassen war. «Wenn», sagte ein dänischer Politiker, «ein Orkan rast, so muss man sich ihm beugen.»

Wie schwierig es für kleine Nationen geworden war, in einem Weltkriege neutral zu bleiben, erfuhren zur gleichen Zeit auch die Griechen. Ihr Land war nach dem deutschen Einmarsch in Serbien zwischen die Mühlsteine geraten. König Konstantin, ein Schwager des deutschen Kaisers, und die Armee wollten sich aus dem Krieg heraushalten, während sich eine probristische Gruppe unter Ministerpräsident Venizelos der Entente anschliessen wollte, um mit deren Hilfe grosshellenistische Träume (Konstantinopel, Thrazien, Kleinasien) zu verwirklichen. Im Herbst 1915 hatte Venizelos alliierte Truppen nach Saloniki eingelassen, um den König zu überrumpeln, war jedoch dabei zu Fall gekommen. Nach dem Abbruch des Dardanellenunternehmens wurde Saloniki für die Entente als letzter Brückenkopf in Südosteuropa unentbehrlich; dort versammelten sich auch die Reste des ge-

Griechenlands Tortur



John Bull: „Gib deine Neutralität auf — oder ich zerbreche dir alle Knochen!“

geschlagenen serbischen Heeres, das im Winter 1915/16 nach einem heroischen Marsch über die albanischen Berge nach Korfu entkommen war. Systematisch ging die Entente daran, Griechenland als potentiellen Verbündeten Deutschlands lahmzulegen und dem Willen der Alliierten zu unterwerfen. Das Einfachste wäre es gewesen, König Konstantin zu beseitigen, aber der Zar hielt schützend seine Hand über ihn. Praktisch konnten die Ententemächte jedoch mit dem Druckmittel der Blockade alles erreichen, was sie wollten.

Die rigorosen Verstösse gegen die Souveränität und Integrität eines kleinen unabhängigen Staates, der sich erst vor hundert Jahren mit Hilfe Westeuropas seine Freiheit erkämpft hatte, haben dem moralischen Prestige der westlichen Demokratien kaum geschadet, da die Weltöffentlichkeit von vornherein geneigt war, zweierlei Mass anzulegen. Deutschland und Österreich-Ungarn waren gemeinhin als autokratische, militaristische Staaten und als Rechtsbrecher verschrien; wer zu ihnen hielt oder sich nicht deutlich genug von ihnen distanzierte, wie der griechische König, hatte sich selber deklassiert. Eine Verurteilung des alliierten Vorgehens in Griechenland hätte auch niemals einhellig ausfallen können, da sich offensichtlich ein grosser Teil des hellenischen Volkes für die nationalen Ziele eines Venizelos begeisterte.

Den Deutschen stand es am allerwenigsten zu, moralische Entrüstung zu mimen, oder, wie es die Memoirenschreiber zu tun pflegten, mit dem Beispiel Griechenland den deutschen Völkerrechtsbruch in Belgien nachträglich zu rechtfertigen. Gerade im Jahre 1916 hatte die Welt wieder einmal Grund, sich über das brutale Vorgehen deutscher Militärbehörden in Belgien zu empören. Ludendorff wollte die 700'000 belgischen Arbeitslosen durch Zwangsrekrutierung für die deutsche Rüstungsproduktion mobilisieren. Der deutsche Generalgouverneur von Bissing, ein hochbetagter Edelmann, dem die Haager Landkriegsordnung noch mehr bedeutete als ein

Fetzen Papier, wollte für einen solchen Völkerrechtsbruch nicht die Verantwortung übernehmen.

Als sogar der Reichskanzler ausser juristischen Bedenken gegen die Deportationen nichts einzuwenden hatte, liess sich der Generalgouverneur zu einem Kompromiss herbei: «arbeitsscheue» Belgier, die eine von den Deutschen innerhalb Belgiens angebotene Arbeit ablehnten, sollten ins Reich abgeführt werden. Im Oktober begannen die deutschen Militärs, ohne viel Federlesens mehr als 60'000 Belgier zu verschleppen. Die Arbeitssklaven wurden in Viehwaggons verfrachtet und in Barackenlager gesteckt. Oft wochenlang mussten sie in den Lagern, hungernd, frierend, ohne ausreichende ärztliche Betreuung ihr Dasein fristen, da die deutschen Unternehmer gar keine Lust zeigten, solch renitente Ausländer zu beschäftigen. Der Übereifer der Militärs hatte also nicht einmal wirtschaftlichen Nutzen abgeworfen, sondern lediglich die deutsche Kultur in Verruf gebracht.

Trotz des Mitgeföhls der ganzen westlichen Welt für die Leiden des belgischen Volkes, das unverschuldet in den Mahlstrom des Krieges hineingeraten war, wäre Belgien als Staat womöglich ganz untergegangen, hätten sich nicht noch ein paar belgische Regimenter im äussersten Nordwesten des Landes in den Boden verkrallt. König Albert, der nach Le Havre geflüchtet war, wollte seine Truppen möglichst ungeschoren durch den Krieg bringen, damit sie nicht in einer der vielen nutzlosen alliierten Offensiven «verheizt» wurden. Belgien, fürchtete er, werde sehr schnell vergessen werden, wenn es keine Truppen mehr besitze.

König Albert war der einzige, der sich 1916 tiefer auf Friedensverhandlungen mit den Deutschen eingelassen hat, auch dies nur aus dem Grunde, sein kleines Land vor weiteren Zerstörungen und Opfern zu bewahren und für die Friedenszeit besser zu schützen. Da weder die eigenen Kräfte noch die Armeen der Entente ausgereicht hatten, die Invasion aufzuhalten, wäre er

bereit gewesen, nach dem Kriege die Neutralität aufzugeben und mit einer starken Militärmacht – unter Umständen auch mit Deutschland – ein Schutzbündnis abzuschliessen.

Sein Entgegenkommen gegenüber Deutschland hatte freilich dort seine Grenze, wo das Bundes Verhältnis in eine Vasallität hätte umschlagen können. Auch gegenüber den Ententemächten wahrte der König seine Eigenständigkeit. Seine eigenwillige Politik trug insofern Früchte, als ihm die Alliierten, um deutschen Aktionen entgegenzuwirken, öffentlich die Souveränität und territoriale Integrität Belgiens garantierten, eine Kriegsschädigung zusagten und einen Sitz in der Friedenskonferenz versprachen. Zu guter Letzt verbürgten sie auch noch die Integrität der Kongokolonie, die während des Krieges hier und da wohl als Auktionsmasse betrachtet wurde, an der sich bei einer Neuverteilung Afrikas alle hätten schadlos halten können.

Diese Bürgschaften hinderten den König jedoch nicht daran, während der Diskussionen um das deutsche Friedensangebot im Dezember 1916 eine versöhnliche Haltung einzunehmen, die dem Kampfeswillen der Alliierten zuwiderlief. Es war daher ein kluger Schachzug, dass die belgische Regierung in ihrer Antwort auf Wilsons Friedensvermittlungsangebot für den Wiederaufbau des Landes die Hilfe Amerikas erbat.

Auf Wilsons Ideale und den Beistand des mächtigen amerikanischen Volkes vertrauten in Europa ausser den Belgiern noch zwei andere kleine Völker, die allerdings nicht erst seit 1914, sondern schon seit Jahrhunderten unterjocht gewesen waren – die Iren und die Polen. In Irland hatte der Weltkrieg jäh einen langwierigen Prozess unterbrochen, an dessen Ende wenigstens der grössere Teil des Landes innerhalb des britischen Empire Selbstverwaltung erhalten sollte. Die Schüsse von Serajewo hatten aber auch den Ausbruch eines Bürgerkriegs verhindert. Bis zum Juli 1914 waren die protestantischen Nordiren, unterstützt von den britischen Tories, gegen die

Home Rule Bill des Unterhauses Sturm gelaufen. Mehr als 100'000 Ulster-Freiwillige meldeten sich zu einer Bürgerarmee, die notfalls mit Gewalt (und mit deutschen Waffen!) das wirtschaftlich prosperierende Nordirland davor oewaiiren sollte, vom katholischen und rückständigen Südirland majorisiert zu werden.

Die Mehrheit der Iren unterstützte die empirefreundliche Nationalistenpartei John Redmonds, der zusammen mit den britischen Liberalen gegen den Widerstand des Oberhauses die Home Rule durchsetzen wollte. Auch diese loyalen irischen Untertanen der britischen Krone stellten eine Bürgerarmee auf; sie sollte für die Einheit des Landes (und für die Rechte des britischen Unterhauses) kämpfen.

Redmond wollte die Freiwilligen auf seinen pro-britischen Kurs festlegen, aber er konnte nicht verhindern, dass die geheime «Irische Republikanische Bruderschaft (IRB)» die Zügel in die Hand nahm. Viele der jungen Freiwilligen träumten von der Wiedergeburt eines freien, einigen Irland. Sie hatten sich von «Cathleen ni Houlihan» begeistern lassen, einem Bühnenstück des anglo-irischen Dichters William Butler Yeats, der «Mutter Irland» auf die Bühne treten liess, zuerst als alte Frau, dann, erlöst durch den Opfertod eines jungen Helden, als junges Mädchen voll königlichen Stolzes. «In dreams begins responsibility» – der Freiheitskampf, zu dem sich in der Osterwoche 1916 tausend junge Iren gegen die Engländer erhoben, war kein plötzliches Naturereignis, sondern in vielen Jahren erträumt worden.

Eine Viertelmillion Iren diente im Weltkrieg freiwillig der britischen Krone, aber eine Minderheit dachte wie Sir Roger Casement, ein verdienter britischer Diplomat irischer Herkunft, der bei Kriegsbeginn erklärt hatte: «Die Iren bluten für kein anderes Land, für keine andere Sache als allein für Irland!»

Casement, durch seine Berichte über die Kongo-Greuel und die Versklavung der Putamayo-Indianer weltbekannt geworden, hatte

während des Burenkrieges innerlich mit dem Empire gebrochen. 1914 reiste er nach Amerika, wo er unter den vielen irischen Auswanderern Geld für die Freiheitsbewegung sammelte. Von dort fuhr er, gejagt vom britischen Geheimdienst, mit einem norwegischen Schiff nach Europa und gelangte glücklich nach Deutschland, wo er aus irischen Kriegsgefangenen eine Irische Brigade aufstellen wollte. Aber die Gefangenen, zumeist reguläre britische Soldaten, wollten von Verschwörungen nichts wissen.

Während Casement in Deutschland zu verzweifeln begann, rüsteten die Verschwörer in Dublin zum Aufstand, noch in der Illusion befangen, die Deutschen würden ihnen mit Truppen und Geschützen zu Hilfe eilen. Der einzige Beitrag des Deutschen Reiches bestand jedoch in einer Schiffsladung von 20'000 russischen Beutegewehren und einem U-Boot, das Casement und zwei Mitverschworene an der irischen Küste absetzen sollte. Inzwischen hatte der britische Geheimdienst, im Besitze des deutschen Code, von den Aufstandsplänen erfahren, allerdings nicht von den Putschvorbereitungen in Dublin. Das deutsche Waffenschiff wurde vor der irischen Küste abgefangen und von seiner Besatzung versenkt; Casement geriet wenige Stunden, nachdem er den Boden seiner Heimat wieder betreten hatte, in die Hände der Polizei. Aus der Haft liess er den Verschwörern noch eine Warnung zugehen, doch vermochte er den Aufstand nicht mehr aufzuhalten. Obwohl auch unter den Freiwilligenführern die Meinungen geteilt waren und Gegenbefehle grosse Konfusion angerichtet hatten, entschloss sich der Revolutionsrat zum Losschlagen. Etwa 1'000 Freiwillige, viel weniger als vorgesehen, marschierten am Ostermontag in Dublin ein, besetzten das Hauptpostamt und andere öffentliche Gebäude, hissten die Nationalflagge und riefen die Irische Republik aus. Von Anfang an standen sie auf verlorenem Posten; die Mehrheit der Bevölkerung verschloss sich ihren Zielen.

Eine Woche lang hielten die Aufständischen eine Übermacht von 20'000

britischen Soldaten in Schach. Am längsten behauptete sich eine kleine Schar in der Boland's Mill; ihr Kommandant war der junge Mathematik-
lehrer Eamon de Valera, dessen Ruhm bald um die Welt gehen sollte.

Erhobenen Hauptes zogen die Überlebenden in die Gefangenschaft. Bewundernd rief ein britischer Offizier aus: «Sie kämpften wie Gentlemen.» Aber der britische Oberbefehlshaber, General Sir John Maxwell, behandelte sie wie Verbrecher. Wenige Tage nach der Kapitulation begannen die Standgerichte ihr blutiges Handwerk. Alle Rädelsführer und Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung wurden zum Tode verurteilt. 15 Urteile wurden vollstreckt; einer der Delinquenten, der schwerverwundete Arbeiterführer James Connolly, wurde auf einem Stuhl zum Richtplatz getragen. Als die britische Öffentlichkeit unruhig wurde, liess die Regierung Asquith die Exekutionen stoppen. Zehn Rebellenführer, unter ihnen de Valera, wurden zu lebenslänglicher Haft begnadigt; zusammen mit 1'800 Verhafteten wurden sie in britische Gefängnisse übergeführt.

Aber Englands verletzter Stolz verlangte noch nach einem Opfer: Sir Roger Casement wurde als Verräter vor Gericht gestellt. Namhafte Engländer und Iren baten für ihn um Gnade. George Bernard Shaw schrieb an Premierminister Asquith, der sicherste Weg, aus Casement einen Nationalhelden zu machen, sei die Hinrichtung. Aber der Druck der öffentlichen Meinung war zu stark, als dass die Regierung Gnade vor Recht ergehen lassen konnte. Am 3. August wurde Casement im Tower gehängt. Sein letzter Wunsch war ein Grab in der Heimat. Aber erst beinahe fünf Jahrzehnte später durften seine Gebeine nach Irland zurückkehren.

Die britische Regierung konnte jetzt, allein schon aus Rücksicht auf Amerika, die Home Rule nicht länger hinauszögern. Asquith entsandte nach Irland den besten Mann, den er im Kabinett hatte: Lloyd George. Später gab Lloyd George gern zum Besten, dass er sein Leben dem Osteraufstand ver-

danke. Ursprünglich hatte er zu dieser Zeit mit Kriegsminister Lord Kitchener nach Petersburg reisen wollen. Nun musste sich Kitchener allein auf die beschwerliche Seereise begeben; sein Schiff lief in der Nordsee auf eine deutsche Mine und nahm ihn mit in die Tiefe. Dieser plötzliche Tod des grossen Soldaten, der einst den Sudan für Grossbritannien zurückerobert hatte, liess viele Engländer zutiefst erschrecken, als ahnten sie, dass mit dem Abgang dieses Kolonialhelden die Herrlichkeit des Empire dahinschwand. Auch der irische Aufstand konnte als Menetekel verstanden werden.

Selbst dem Liberalen Lloyd George gelang es nicht mehr, Engländer und Iren miteinander zu versöhnen. Die Home Rule kam nicht voran, weil ein Teil der Iren mit der vorgesehenen Teilung ihres Landes nicht einverstanden war. Als Premierminister liess Lloyd George sofort die meisten Ostergefangenen wieder frei. Umsonst. Die blutige Saat von Dublin ging auf. Mit unheimlicher Schnelligkeit verbreitete sich die «Sinn Feiner» (Wir selbst)-Bewegung über die grüne Insel. Während sich der Dichter Yeats noch selbstquälerisch fragte, ob seine Verse vielleicht jene Männer vor die englischen Pelotons getrieben hatten, war aus dem verwegenen Häuflein einiger Fanatiker und Träumer schon eine Volksbewegung geworden.

Einige tausend Kilometer weiter östlich dämmerte im selben Jahre die Freiheit für ein anderes kleines tapferes Volk, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch einen Akt europäischer Grossmächte aus dem staatlichen Dasein gestrichen und zwischen seinen grossen Nachbarn – Preussen-Deutschland, Russland und Österreich – aufgeteilt worden war. Nun, da die «Heilige Allianz» der drei östlichen Kaiserreiche in den Schlachten beiderseits der Weichsel auseinandergebrochen war, besannen sich dieselben Mächte auf die Dienste der unterdrückten Polen. Am 5. November 1916 proklamierten die Mittelmächte ein unabhängiges Königreich Polen. Sie kamen den

Russen zuvor, die sich weniger schnell dazu durchringen konnten, den Polen wenigstens die Autonomie und die Wiedervereinigung unter russischer Oberhoheit zu versprechen. Offensichtlich haben die russischen Regierungen nach dem Rücktritt des entente-freundlichen Aussenministers Sasonow eine so unwiderrufliche Entscheidung gescheut, solange es noch möglich und nötig schien, einen erträglichen Frieden mit Deutschland herzustellen. Polen hätte dabei als Handelsobjekt dienen können.

Aus ähnlichen Überlegungen heraus hatte auch Bethmann Hollweg gezögert. Monatelang waren sich die deutschen und die österreichischen Staatsmänner nicht einig geworden, was aus dem gemeinsam eroberten Polen werden sollte. Nach den gewaltigen Menschenverlusten während der Brussilow-Offensive trieben die Militärs ihre Regierungen zum Handeln, da sie ihre Fehlbestände aus dem polnischen Menschenreservoir auffüllen wollten. Als Anreiz für den Waffendienst sollte den Polen die Aussicht auf einen eigenen Staat geboten werden.

Die polnische Unabhängigkeit war für die meisten Militärs eingeständenermassen nur ein Vorwand; sie hatten es allein auf das polnische «Menschenmaterial» abgesehen. Aber auch die Politiker meinten es nicht aufrichtig. Bethmann Hollweg hätte auch nach dem 5. November, wäre ihm die Regierung in Petersburg entgegengekommen, das polnische Volk den Russen überlassen. Desgleichen wollte die Regierung in Wien das Generalgouvernement Lublin noch nicht aus der Hand geben, weil sie damit vielleicht das von den Russen besetzte Ostgalizien hätte freikaufen können. Die polnische Unabhängigkeit wurde auch nicht von den Kaisern, sondern von den Generalgouverneuren verkündet, war also weniger verbindlich. Eine eigene Exekutive wurde den Polen überhaupt erst nach einigen Wochen zugestanden. Vieles in dem Manifest blieb unklar. Wer sollte einmal die Krone Polens tragen? Wie würden die Grenzen gegen Deutschland und gegen Russland verlaufen?

Es stand lediglich fest, dass Polen ein Pufferstaat werden sollte, der sich an das deutsch-österreichische Bündnis anlehnte.

Die deutschen Politiker und Militärs, ungeduldig und plump zugleich, liesen schon vier Tage nach der Proklamation die Anwerbung für ein polnisches Freiwilligenheer anlaufen. Niemand machte sich die Mühe, wenigstens den polnischen Legionären unter ihrem Kommandanten Pilsudski entgegenzukommen, die unter österreichischen Fahnen tapfer gegen die Russen gekämpft und sich inzwischen mit den Österreichern überworfen hatten. Vielmehr verlangte Ludendorff, das polnische Hilfskorps müsse unbedingt auf den deutschen Kaiser vereidigt und auf die Waffenbrüderschaft mit Deutschland verpflichtet werden: «Ihnen muss jetzt endlich mal gezeigt werden, dass wir zu befehlen haben, und nicht sie.» Pilsudski zog aus dieser Haltung die Konsequenz und begann das deutsche Vorhaben zu sabotieren. Bis Jahresende hatten sich von der erwarteten Million polnischer Rekruten erst einige Hundert bei den deutschen Werbebüros gemeldet.

Wiederum hatte Deutschland, dank der Blindheit seiner Militärs und der Schwäche seiner Politiker, eine historische Chance verspielt. Die Polen lernten, die Deutschen nicht mehr als Befreier zu achten, sondern als Bedrücker zu verachten. Ihre Hoffnungen setzten sie künftig nicht mehr auf die drei Kaisermächte, sondern auf die Demokratien des Westens.

Weder die Russen noch die Deutschen und Österreicher hätten sich zu vagen Versprechungen an die Polen herabgelassen, wären nicht ihre Reiche durch den Weltkrieg in einen hilfsbedürftigen Zustand allmählicher Erschöpfung, Zersetzung und Gärung versetzt worden. Deutschland war von den drei Reichen scheinbar noch am lebenskräftigsten. Noch ertrug das Volk diszipliniert die Entbehrungen des dritten Kriegsjahres; erste Streiks und Demonstrationen blieben Randerscheinungen, der «Steckrübenwinter» stand erst noch bevor. Das Hindenburgsche Hilfsdienstgesetz, das alle männlichen Deutschen bis zum 60. Lebensjahr

Dienst verpflichtete, wurde sogar von den Gewerkschaften gebilligt. Ihnen wurde nämlich erstmalig das Recht zugestanden, in allen Betrieben Arbeiterausschüsse und Schlichtungsausschüsse für Lohnstreitigkeiten zu bilden.

Doch diese äusserlich geschlossene Einheit war trügerisch. Die Krisen in der Führungsspitze waren Vorboten des nahenden Zusammenbruchs. Als die Deutschen voller Siegeszuversicht den neuen Feldherren im Grossen Hauptquartier zujubelten, vertraute der Oberst von Marschall, ein Offizier des kaiserlichen Hauptquartieres, dem württembergischen General Groener seine Sorge an, «dass Ludendorff in seinem masslosen Ehrgeiz und Stolz den Krieg bis zur völligen Erschöpfung des deutschen Volkes führen und dann die Monarchie den Schaden zu tragen haben werde».

Nur wenige Wochen brauchte es, bis auch Reichskanzler von Bethmann Hollweg seinen grausigen Irrtum erkannt hatte. Mit Ludendorffs Vorgänger hatte er zwar auch niemals harmonisch zusammenarbeiten können, aber Falkenhayn hatte doch immer seine Kompetenzen streng innegehalten; der Generalstabschef hatte sich wohl als der mächtigste Mann in Deutschland gefühlt, aber seine innere Vornehmheit verbot es ihm, sich wie ein Diktator aufzuführen.

Ludendorff hingegen wollte alles seinem unbändigen Willen unterwerfen. Neben der ritterlichen Gestalt des alten Hindenburg wirkte er wie ein Plebejer, und sein Umgangston im Verkehr mit der Reichsleitung war auch danach. Immer wieder trieb er seine Streitigkeiten mit dem Kanzler und den Staatssekretären bis nahe an den Bruch. Als erstes Opfer fiel der Staatssekretär des Äusseren, von Jagow. Doch Ludendorff zielte noch weiter – auf den Kanzler. «Ich kann nicht gegen ihn intrigieren», schrieb er zum Jahresende, «ich habe ihm aber offen Fehde angesagt. Nichts ist schlimmer als Untätigkeit und Schleppenlassen.»

Das war die krasseste Anwendung militärischer Tatprinzipien – ein falscher Befehl ist besser als gar kein Befehl – auf das diffizile Ge-

flecht hoher Diplomatie und die komplizierte Gesetzgebungs-
maschinerie des Wilhelminischen Reiches. Am letzten Tag des Jahres
zog Bethmann Hollweg die bittere Bilanz: «Grundzug des Ganzen
bleibt diktatorische Herrschsucht und die konsequent verfolgte
Absicht, das gesamte Staatsleben zu militarisieren.»

Welch himmelweiter Unterschied zu Frankreich, wo das Parlament
seit Verdun die Militärs der denkbar schärfsten Kontrolle unterwarf
und den (tatsächlich oder vermeintlich) unfähigen oder abgewirt-
schafteten Generalen den Laufpass gab, dabei selbst den Sieger der
Marneschlacht, Generalissimus Joffre, nicht verschonend. So frag-
würdig die stete Einmischung des Parlaments in sachfremde Gebiete
auch sein mag, für die Lebensfähigkeit einer parlamentarischen
Demokratie in Kriegszeiten waren die Geheimsitzungen der Kam-
mer und des Senats imponierende Beispiele. Dieses System konnte
sogar die fast diktatorische Macht eines Clémenceau ertragen, so
wie sich das britische Volk die Herrschernatur eines Lloyd George
gefallen liess. Beide Staaten überstanden in den nächsten Jahren die
tödlichsten Gefahren nicht zuletzt deshalb, weil hier mit der Kunst
der Improvisation das Spannungsverhältnis zwischen Autorität und
Demokratie dauernd ausbalanciert wurde.

In den grossen Reichen im Osten und in der Mitte Europas, in den
«Autokratien», wie die Amerikaner verächtlich sagten, stand die
Macht der Herrschenden nicht mehr fest gefügt. Die Monarchien
hatten sich ihren Völkern entfremdet, oder die Autorität war von
inkompetenten Gewalten usurpiert und zu Schanden geritten
worden.

Mehr noch als für Deutschland war 1916 für Österreich-Ungarn und
für Russland ein Jahr schlimmer Vorahnungen. Zwei Jahre vor der
Katastrophe wurde bereits das Habsburgerreich – durch Jahrhun-
derte ein Pfeiler des abendländischen Staatensystems und eine
Pflanzstätte gemeineuropäischer Kultur – symbolisch zu Grabe
getragen. Es starb – lautlos, beinahe unauffällig – mit dem alten

Kaiser Franz Joseph. «Wenn die Monarchie schon zugrunde gehen soll», hatte er zu Kriegsbeginn gesagt, «so soll sie wenigstens anständig zugrunde gehen. «Für sein Teil hat er dieses Wort vorgelebt. Noch wenige Stunden vor seinem Tode beugte sich der 86jährige schwerkranke Herrscher über seinen Schreibtisch, um, wie man es von ihm erwartete, Akten zu unterzeichnen. Auf seinem eisernen Soldatenbett im Schloss Schönbrunn ist er, im Kreise der nächsten Angehörigen, am Abend des 21. November verschieden, versehen mit der letzten Ölung, das Kreuz in den Händen.

Welchen Bogen europäischer Geschichte hatte dieses Leben beschrieben! Im Revolutionsjahr 1848 wurde Franz Joseph auf den Thron gehoben. Mit seinem Namen deckte er den Niedergang der österreichischen Grossmacht: die Preisgabe Italiens (1859), den Verzicht auf Deutschland (1866), die Teilung der staatlichen Macht zwischen Österreich und Ungarn (1867); unter seiner Herrschaft flackerten allenthalben die Nationalitätenkämpfe auf. Und dieser Herrscher musste dazu noch ein Übermass an persönlichem Leid erfahren: die Kaiserin wurde ermordet, der Kronprinz legte Hand an sich, der Bruder wurde im fernen Mexiko füsiliert, der Neffe und Thronfolger fiel in Serajewo von Mörderhand.

Ein Franz Ferdinand hätte vielleicht noch die Kraft aufgebracht, den morschen Nationalitätenstaat in eine lebensfähige Föderation umzuwandeln. Der junge Kaiser Karl jedoch, unzulänglich auf seine Aufgabe vorbereitet, wiewohl guten Willens und redlich bemüht, wurde von den Ereignissen überfahren. Die ungarische Regierung verlangte von ihm ultimativ den Krönungseid. Damit war der Dualismus abermals konstitutionalisiert und geheiligt – Serben, Kroaten, Rumänen und Slowaken blieben unter der Oberherrschaft des ungarischen Reichsteils. Der Starrsinn, mit dem sich die Ungarn an die hergebrachte Ordnung klammerten, beschleunigte den inneren Auflösungsprozess des Vielvölkerstaates. Während der Brussilow-Offensive liefen slawische Soldaten regimentenweise über.

Nur noch deutsche Truppen vermochten die wankende Front der Österreicher *zu* halten. Deutsche Generale erhielten ein Mitspracherecht in der Kommandoführung; unter Ludendorff wurde ausserdem noch eine oberste Kriegsleitung vereinbart, die jedoch hauptsächlich auf dem Papier existierte. Conrad sträubte sich lange gegen die Einmischung deutscher Generalstäbe, dabei die Würde der Donaumonarchie nicht weniger verteidigend als seine eigene Stellung. Mehr noch als seine militärischen Niederlagen schadenen ihm seine persönlichen Verhältnisse. Der Witwer hatte, obwohl Katholik, eine geschiedene, wesentlich jüngere Frau geheiratet, die in Teschen, am Sitze des Hauptquartiers, ihren Salon unterhielt. Für die Wiener Gesellschaft gab der «Sumpf» in Teschen täglich neuen Stoff zum Kaffeehaustratsch. Mag man diese Zustände als einen liebenswerten Schnörkel österreichischen Lebensstils oder als Dekadenzerscheinungen eines untergehenden Reiches betrachten – jedenfalls brachte sich das Armeeoberkommando um allen Kredit, besonders bei den Ungarn.

Resignation und Verzweiflung machten sich breit. Männer wie der neue Aussenminister Graf Czernin oder der ungarische Politiker Graf Andrassy gaben zu, dass Österreich-Ungarn nicht mehr lange werde durchhalten können, und der junge Kaiser fädelt schon zum Jahresende, hinter dem Rücken seines deutschen Verbündeten, erste Kontakte zu den Westmächten ein, um Möglichkeiten für einen günstigen Separatfrieden zu sondieren. Einen hochbegabten jungen Österreicher, Sohn des Sozialistenführers Viktor Adler, trieb die dumpfe Untergangsstimmung zu einem Verzweiflungsakt: aus Protest gegen die Not im Lande erschoss er den Ministerpräsidenten Stürgkh beim Essen in einem Wiener Hotel. Eine unsinnige, letztlich unerklärliche Tat – aber doch ein bedenkliches Symptom. Eine fürchterliche Bluttat, ebenfalls beim Gastmahle, war auch in Russland der Anfang vom Ende. In der Nacht zum 30. Dezember wurde im Petersburger Jussupowpalast der intimste Freund der

Zarenfamilie, der «Gottesmann» Rasputin, umgebracht. Die Mörder – der junge Fürst Felix Jussupow, Gemahl einer Zarennichte, der Grossfürst Dimitrij, Sohn des Grossfürsten Paul, und der rechtsradikale Duma-Abgeordnete Purischkewitsch – waren überzeugt, sie hätten Russland einen grossen Dienst erwiesen; das Volk in Petersburg jubelte bei der Nachricht vom Tode des skandalumwitterten «Starez». Wochen vorher schon hatte Purischkewitsch die Abgeordneten der Duma aufgerufen, sie sollten dem Zaren vorstellen, «dass ein hergelaufener Muschik nicht länger über Russland herrschen darf».

Grigorij Jefimowitsch Rasputin, ein sibirischer Bauer und Bettelmönch, begabt mit hypnotischen und hellseherischen Fähigkeiten, war Anfang des Jahrhunderts mit Weib und Kind nach Petersburg gekommen und hatte dort, trotz oder gerade wegen seiner verkommenen Bauerntracht und seines ungepflegten Äusseren, bald Eingang in die feine Gesellschaft gefunden. Ihm eilte der Ruf voraus, er sei gleichermassen ein Wüstling und ein Wundertäter. Da er als einziger den Zarewitsch, ein von der Bluterkrankheit heimgesuchtes Kind, heilen und trösten konnte, gewann er das uneingeschränkte Vertrauen der Zarin, die sich, da sie ihn für einen Heiligen hielt, blindlings seinem Willen unterwarf. Die Zarin wiederum beherrschte den willensschwachen Zaren, so dass Rasputin eine unheimliche Macht ausüben konnte. Dank seiner Vertrauensstellung bei Hofe wurde er zum Vermittler vieler Bitten und Wünsche – nicht immer der klügsten – und durfte Minister absetzen und ernennen. «Unser Freund, der durch Gott lenkt», wie ihn die Zarin in ihren Briefen nannte, wurde zum bestgehassten Mann von Petersburg, da er sich durch seine Intrigen und seinen Lebenswandel ebensoviel Feinde wie Freunde verschaffte.

Das Volk übertrug die Abneigung gegen die Njemka, die Deutsche auf dem Thron, auch auf ihn. Beiden geschah Unrecht. Die Zarin, eine Schwester des Grossherzogs von Hessen, war englisch erzogen

und hasste den deutschen Kaiser. Und Rasputin hat mehr für die Armen des Landes getan, als das Volk ahnte. In ihm hatten die Muschiks einen Fürsprecher beim Thron, durch ihn sprach «Mütterchen Russland» zum gottgesalbten, unnahbaren Herrscher aller Reussen. Rasputin hat den Krieg verabscheut und – vergeblich – vor ihm gewarnt, aber zugleich blieb er Nationalist genug, um sich für das Kriegsziel Konstantinopel zu begeistern. Je länger sich der Krieg ins Land frass, desto stärker packte ihn das Mitleid mit den Millionen missbrauchten, verratenen und geschlagenen Soldaten. Die Niedergeschlagenheit, die sich im russischen Heere nach der letztlich erfolglosen, blutigen Brussilow-Offensive ausbreitete, pflanzte sich unter der Bevölkerung in den Grossstädten fort, die einem schrecklichen Winter entgegensah. Unfähige Beamte hatten ein Versorgungschaos angerichtet; Brot wurde knapp; Brennholz und Eier waren seit Kriegsbeginn um das Vierfache, Butter und Seife um das Fünffache im Preis gestiegen. Die Löhne der Industriearbeiter hielten mit der Teuerung nicht mehr mit. Auf dem Lande murrten die Bauern, weil sie keine Waren aus der Stadt bekamen und ihnen die Armee die Pferde weggeholt hatte.

Die Parteien der Duma jedoch, abgesehen von den paar Arbeiterabgeordneten, waren voller Kriegseifer, nicht anders als die führenden Politiker in den Entente-Mächten und die öffentliche Meinung in Deutschland. Die liberalen Politiker in der Duma durften überdies hoffen, dass sich ihre Loyalität gegenüber den demokratischen Verbündeten eines Tages in Form einer liberaleren Verfassung und eines verantwortlichen Ministeriums bezahlt machen würde. Der Zar und die Zarin standen ebenfalls treu im Lager des Westens. Die Botschafter der Entente wurden aber hellhörig, als Aussenminister Sasonow auf Betreiben der Hofkamarilla gestürzt und der reaktionäre Ministerpräsident Stürmer sein Nachfolger wurde. Stürmer, Rasputin und andere Mitglieder der Kamarilla gerieten in den Verdacht, sie wollten durch eine Palastrevolution den Zaren stür-

zen, um das stärkste Bollwerk gegen den Separatfrieden aus dem Weg zu räumen.

Wegen der finanziellen Abhängigkeit von der Entente und wegen des ewigen Misstrauens der Duma musste eine russische Regierung, die den Frieden suchte, schon sehr vorsichtig zu Werke gehen.

Immerhin hat sich Stürmer durch Mittelsleute nach den deutschen Bedingungen erkundigt. Die Friedensgerüchte in Petersburg verstärkten sich, als der ehemalige Duma-Vizepräsident Protopopow zum Innenminister ernannt wurde. Protopopow hatte sich im Sommer in Stockholm mit dem deutschen Bankier Fritz Warburg getroffen. Nun liessen die Vertreter der Entente und die Patrioten der Duma, die «Kadetten» und die «Oktobristen», nicht locker, bis Stürmer gestürzt war – der Mann, der vielleicht noch seinem Land den Frieden hätte bringen und den Ausbruch der Revolution vermeiden können.

Der Sieg der fortschrittlichen Parteien war unvollständig, weil die Zarin an Protopopow festhielt. Sie hintertrieb alle Versuche, den Zaren öfter mit der Duma zusammenzubringen oder ihm eine verantwortliche Regierung anzuraten. Nikolaus II. war ohnehin willens, als unumschränkter Herrscher weiter zu regieren. Seine Gattin beschwor ihn, noch härter aufzutreten und die grossen Redner der Duma nach Sibirien zu verbannen. «Nur kein verantwortliches Kabinett, nach dem alle verrückt sind.» Drei Tage vor Rasputins Tod schrieb sie dem Zaren: «Sei Peter der Grosse, Iwan der Schreckliche, Kaiser Paul – zermalme sie alle unter Dir.» Nach der Ermordung Rasputins jedoch trieb das Zarenpaar «wie ein Schiff ohne Steuer», unsicher und kontaktarm, fern vom Volk, gehasst vom Volk.

Weitab von Petersburg, in einer dürftigen Zürcher Wohnung, fristete derzeit ein russischer Emigrant mehr schlecht als recht sein Leben. Seine Frau musste den kargen Lebensunterhalt verdienen, während er Tag für Tag in den Bibliotheken zubrachte – Wladimir

Ilijitsch Uljanow, genannt Lenin. Im Frühjahr 1916 arbeitete er an einem neuen Essay, der für die sozialistische Weltrevolution wegweisend, vielleicht auch irreführend werden sollte. Der Aufsatz trug den Titel: «Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus». Lenin wies nach, dass der Weltkrieg die unvermeidliche Folge eines monopolkapitalistischen Konkurrenzkampfes war. Da er den Imperialismus als «sterbenden Kapitalismus» definierte («Die Welt ist verteilt»), musste folgerichtig die Zeit für den Sozialismus reif sein. Damit hatte Lenin die These von Marx überholt, dass die proletarische Revolution ein hochentwickeltes kapitalistisches Wirtschaftssystem voraussetze. Innerhalb des monopolkapitalistischen Weltsystems war die Revolution nun auch in dem ökonomisch rückständigen Agrarlande Russland möglich (das allerdings vor 1914 einen gewaltigen industriellen Aufschwung genommen hatte). Während die Sozialdemokraten, sei es in Deutschland, sei es in Russland, den nationalen Krieg unterstützten, wollte Lenin den «imperialistischen» Krieg in einen Bürgerkrieg für den Sozialismus umwandeln. Bei der zweiten Zimmerwalder Konferenz, zu der sich im April 1916 im Schweizer Ort Kienthal 38 Linksozialisten und Pazifisten aus elf Ländern versammelten, blieb Lenin mit dieser Ansicht ziemlich allein. Dennoch ergänzte er im September seine Schrift über den Imperialismus durch ein «Militärprogramm der proletarischen Revolution».

Lenins neue Thesen besagten, dass Sozialisten niemals Gegner revolutionärer Kriege sein können. Nationalrevolutionäre Aufstände und Kriege, etwa der unterdrückten Menschen in Afrika und Asien gegen die herrschenden Grossmächte, seien unter dem Imperialismus unvermeidlich – ein Grundsatz, an dem sich im Atomzeitalter der grosse weltideologische Konflikt zwischen der Sowjetunion und China entzünden sollte. Zweitens billigte Lenin auch den Bürgerkrieg des Proletariats gegen die Bourgeoisie, so wie er ihn ein Jahr später in Russland praktizieren sollte. Drittens fand er

heraus, dass der Sieg des Sozialismus in einem Lande neue Kriege voraussetzt, da der Sozialismus nicht gleichzeitig in allen Ländern siegen könne.

Zusammen mit den Äusserungen zum Selbstbestimmungsrecht der Nationen, mit dem sich Lenin in den Jahren zuvor beschäftigt hatte, lieferten seine Schriften aus dem Weltkriegsjahr 1916 das Dynamit, mit dem in den nächsten Jahrzehnten, besonders nach dem Zweiten Weltkrieg, die ganze Herrschafts-, Staaten- und Gesellschaftsordnung in weiten Teilen Asiens und Afrikas auseinander gesprengt wurde, auch wenn die Revolutionen nicht immer unter kommunistischem Firmenschild geführt wurden.

Aber als Lenin jene Sätze und Thesen formulierte, existierte diese Weltrevolution, dieses Ineinandergreifen von nationalrevolutionären Kriegen der unterdrückten Völker und sozialrevolutionären Bürgerkriegen nur in Lenins geistiger Vorstellung. Der 46jährige Emigrant hatte sich schon damit abgefunden, dass seine Generation die Revolution vielleicht nicht mehr erleben würde. Noch war der untersetzte Mann mit dem kahlen Schädel und den flinken, wachen Augen ein verkannter Sektierer und Broschürenschaiber, auf den die führenden Männer des europäischen Sozialismus spöttisch herabschauten und dessen geifernde Angriffe sie vielleicht nicht einmal zur Kenntnis nahmen. Er war für Hunderte von Millionen Menschen noch ein Unbekannter, nicht anders als jener kleine Mann im Bettlergewand, der sich in diesem Jahr in einer Hütte am Sabarmati-Fluss nahe der indischen Industriestadt Ahmedabad niederliess und ein neues Indien predigte: Mahatma Gandhi.

Vor dem Weltkrieg hatte Gandhi in Südafrika die Ungehorsamsbewegung der Inder gegen die rassistische Politik der Regierung Smuts zum Sieg geführt. Im zweiten Kriegsjahr war er nach einem Umweg über England in die Heimat zurückgekehrt, die er kaum gekannt hatte. Der Anwalt und Volksführer hatte sich von Kriegsbeginn an auf die Seite des Empire gestellt und die indische Kriegs-

hilfe für England gutgeheissen. Er hatte für diese Entscheidung, die an den Entschluss des irischen Nationalistenführers Redmond erinnert, ein überzeugendes Argument: Nirgendwo würden die Menschen so wenig regiert wie im Empire. Auch Gandhi wollte ein von den Engländern freies Indien, aber im Gegensatz zu den meisten indischen Politikern wollte er die Freiheit nicht durch eine geschenkte oder mit Waffengewalt erkämpfte Home Rule erwerben, sondern durch eine geistige und soziale Erneuerung seines Volkes. Dem Werk der nationalen Befreiung sollte erst die Erlösung der Bauern von der Armut und Unwissenheit vorausgehen. Darum lehrte er seine Schüler, unter die Armen zu gehen, Hunger und Elend mit ihnen zu teilen, asketisch zu leben und hart zu arbeiten. Seine Revolution war von anderer Art als das Modell Lenins; er wollte ohne Krieg und ohne bewaffneten Aufstand auskommen, den Gegner einzig durch die Kraft des selbst-auferlegten geduldigen Leidens zur Einsicht und zur Güte zwingen.

Gandhis erste grosse Rede an die indische Nation, gesprochen am 4. Februar 1916 bei der Eröffnung einer Hindu-Universität in der heiligen Stadt Benares, endete mit einem Tumult. Er hatte allen ins Gewissen geredet: den Reichen, die ihren Schmuck den Armen geben sollten, den Studenten, die statt Englisch lieber die alten indischen Sprachen erlernen sollten; er rügte die schlechten Manieren seiner Landsleute und kritisierte das Misstrauen der Engländer. «Keine Reden werden uns zur Selbstregierung fähig machen. Das kann einzig und allein nur unser Verhalten.» In den kommenden Jahrzehnten sollte Gandhi den Hunderten Millionen seines Landes vorleben und dem staunenden «christlichen» Abendland ein leuchtendes Beispiel geben, dass selbst in einem Zeitalter der Massenkriege und Revolutionen die Liebe zu den Feinden noch eine Welt verändern kann. Während in Europa noch Millionen Männer (unter ihnen viele Inder) auf dem Schlachtfeld ihr Leben einsetzten, begann der Mahatma seine Botschaft zu verkünden, dass der Verzicht auf Gewalt mehr Tapferkeit erfordere als die

Gewaltanwendung und dass Verzeihen männlicher sei als Strafen und Vergelten.

Gandhi und Lenin wollten beide die Welt von Grund auf umgestalten und die geknechteten Menschen zum Heile führen, der eine über den Umweg der Gewalt, der andere über den entsagungsvollen Weg des Leidens. Ihre Gedanken im Jahre 1916 waren zukunftsreicher als alle blutigen Schlachten des grossen Krieges am Ende der Neuzeit. Sie waren die Kündler eines neuen Zeitalters.

Heinrich Mersmann

Jahrgang 1916

Schwer zu sagen: damit begann es. Jeder weiss, wie tief erste Eindrücke nachwirken, undeutlich, ineinanderlaufend, fast entschwindend, dann wieder nah, ganz überraschend scharf gezeichnet. Wer aber will entscheiden, woher sie stammen, die Szenen mit ihrer verwischten Kontur, die kaum hörbaren Stimmen? Farben, Gerüche, unbekannte Formen, wo hat einer sie aufgelesen und wann?

Anfangs womöglich ein Zustand autonomer Innerlichkeit, ein gewisses notwendiges Zögern an jenem archimedischen Punkt ausserhalb von Raum und Zeit, um irdische Existenz vorzubereiten. Erst allmählich gelingt die Verwandlung, und gleichwohl bleibt etwas von den intellektuell niemals aufzuhellenden Rätseln unserer Herkunft erhalten, als Witterung, als dunkler Bezug auf Vergangenes, zuweilen ahnungsweise spürbar. Es bleibt das sichere Gefühl, mit dem ungeformten Urstoff der Frühe eine Reserve an Träumen zu besitzen, archaischen Abglanz noch unfertiger Schöpfung, ein Stück Unendlichkeit. Unsere Erinnerung gleicht einem Brunnen, dessen Grund sich in vorweltlicher Dämmerung verliert.

Um nun endlich von mir zu reden: ich bin vier Tage nach dem Heiligabend des Jahres 1916 in Kiel auf die Welt gekommen und habe, wie vermutlich jeder von der Natur mit sensiblen Fühlern ausgestattete Mensch, lange nicht wahrhaben wollen, dass man solche Lokalisierung des Daseins hinzunehmen gezwungen ist, eben weil sie zum eigenen Schicksal gehört. Denn was wie Zufall anmuten könnte, fügt sich, das wird später offenbar, sehr genau in den uns zugemessenen Lebenskreis. So war ich, als ich aufzuwachen

begann, in dieser nördlichen Küstenstadt zu Hause, als könnte es nicht anders sein. Mein Vater hatte hier bereits seine Jugendzeit verbracht; aus Gesprächen der Eltern erfuhr ich, dass «man nie erwogen hatte, die angestammte, liebgewordene Umgebung zu wechseln, sich auf einen ungewissen Tausch einzulassen. Damals pflegten sich die Menschen ja noch behaglich an ihrem Platz einzurichten, ohne mit den landschaftlichen oder klimatischen Beschränktheiten zu hadern, ohne von heute auf morgen anfällig zu werden für ein Nomadenfieber, das die Zufriedenheit bekanntlich kaum fördert. Nichts dergleichen war in unserer Familie zu bemerken, es herrschten nahezu patriarchalische Verhältnisse, der väterliche Einfluss ging in Richtung auf bodenständige Gewohnheiten. Eine frühere Generation hatte es so gehalten, die nächste würde es vermutlich nicht anders tun. Für neue Perspektiven fehlte in dieser Weltordnung jedes Organ; das Prinzip solider Wiederholung des Herkömmlichen gab dem Tages- und Jahreslauf jene Ruhe, die sich im Rückblick mit dem Begriff der guten alten Zeit verbindet. Als Kind habe ich denn auch das System, in dem jeglicher Wert seinen festen Platz einnahm, für unerschütterlich gehalten. Für mich glich die streng hierarchische Gliederung des Hauses einem Kosmos, in dem man sich geborgen fühlen durfte. Ich bewunderte die Selbstverständlichkeit, mit der Entscheidungen getroffen wurden, und genoss die Fürsorge, deren freundliche Berührung besonders abends meinen Tag verklärte. Seltsam sich vorzustellen, dass dieser anscheinend so dauerhaft umfriedete Bezirk in Wahrheit ständig von Krieg, Inflation und Krisen bedroht war.

Seit dem Herbst des Jahres 1916 galt mein Vater für verschollen; dass er als Gefangener in der Ukraine lebte und auf einem Gut in der Nähe von Priluki, der Kreisstadt des Gouvernements Poltawa, Menschen von humaner Gesinnung gefunden hatte, davon wusste vorerst niemand. Meiner Mutter war in jenen Monaten nicht nur die Sorge um zwei Kinder aufgebürdet,

sie lebte überdies voller Angst und Ungewissheit in der Erwartung des dritten. Der Tag meiner Geburt war nicht fern, als endlich die erlösende Nachricht in Kiel eintraf. Vielleicht haben die in Bangen verbrachten Wochen dazu beigetragen, dass für alle Zukunft die Gegenwart unseres Vaters das Gepräge des Familienlebens bestimmte. Mit Ehrfurcht mischte sich allerdings die Erwartung zuweilen strenger Ungeduld, und so wuchsen wir, von Liebe umgeben, in der Furcht des Herrn heran.

Meinem Vater wird es gewiss nicht anders ergangen sein, wenn ich bedenke, wie respektgebietend der Grossvater auf uns Kinder wirkte. Dieser gesellige, humorvolle, dabei höchst energische Mann mit dem vom weissen Bart umrahmten Gesicht verkörperte eine Legende, die wir uns aus erlauschten Bruchstücken zusammenreimten und hernach in wesentlichen Zügen bestätigt fanden. Auf einem Bauernhof an der Grenze zwischen Ems und friesischem Land aufgewachsen, hatte ihm die Dorfschule bald nicht mehr genügt, und er bemühte sich, auf das Gymnasium überzuwechseln, um Latein zu lernen. Da er aber den Landbesitz erben sollte, widersetzte sich der Vater, mein Urgrossvater also, hartnäckig dem Plan; schliesslich kam es dazu, dass der Junge mit Hilfe des Lehrers und des Pastors seinen Willen durchsetzte, dadurch den Alten aber derart verschnupfte, dass ihm eine Rückkehr in die Heimat selbst während der Ferien verstellt war. Er fand Gönner, bekam Freiplätze und Stipendien, machte das Abitur, studierte Jura., bestand die Staatsprüfung und promovierte schliesslich sogar. Dieser letzte Leistungsbeweis verschlug dem Bauern fast die Rede, verwandelte seine bittere Stimmung zunächst in Erstaunen, dann in geradezu übermütige Freude. Es heisst, er habe bei der unerwarteten Mitteilung nur immer den Satz «He is Dokter Wurrn» vor sich hing gesprochen. Dazu kam ein anderes seinerzeit in jener Gegend vielbeachtetes Ereignis: der frischgebackene Referendar hatte Beziehungen angeknüpft zur Tochter des Landrats von Aschendorf; die

Verlobung mit dem hübschen «Röschen vom Nienhaus» galt als sicher. Dazumal residierten die Landräte im Hannöverschen wie kleine Könige, sie waren bei Hofe zugelassen, ihr Sozialprestige liess sich kaum überbieten. Daher kam es, dass der Alte am Ende freiwillig die Truhe öffnete und Goldstücke herausfingerte, um zur Hochzeit das Seine beizutragen.

Das Repräsentationsbedürfnis meines Grossvaters war breit angelegt. Nach Kiel berufen, kaufte er sich ein stattliches Haus, das verschaffte ihm eine «Adresse» und zugleich die Möglichkeit, Menschen um sich zu sehen und sie von dem zur rührigen Hausfrau avancierten Röschen bewirten zu lassen. Sein Leben gewann ansehnliche Façon, vier Kinder wuchsen heran, er war zufrieden. Ein wenig Kummer bereitete ihm später nur, dass er als Geheimer Justizrat zwar von jedermann mit «Herr Geheimrat» angeredet wurde, nicht indessen eine höhere Stufe des Roten Adlerordens erhielt und somit auch nicht den Titel «Exzellenz» eines Wirklichen Geheimen Rats erlangte, was jedem kaiserlichen Vizeadmiral zustand. In Kiel lag die Justiz seit erdenklichen Zeiten mit der Flotte in Konkurrenz. Rustikale Strebsamkeit liess den juristischen Neubürger sogar nach der Pensionierung nicht ruhen. In seinen Papieren fanden sich Antwortschreiben auf Bewerbungen bei der Reichsmarineleitung, nach Schema formuliert, eins jedoch tröstlicherweise mit handschriftlichem Zusatz des Grossadmirals v. Tirpitz versehen. Die Exzellenz verschwand am Horizont, dafür ermöglichten Einnahmen als Repe-titor den Bau einer Villa im Seebad Laboe an der Kieler Förde. Wir Enkelkinder (unterdes fünf an der Zahl) schätzten das Landhausprojekt wenig, vor allem den Garten nicht, denn zweimal in der Woche, gerade beim schönsten Spiel, mussten wir uns fertig machen und mit dem Bollerwagen zur Anlegebrücke des Dampfers ziehen, um Drahtkörbe voller Spalierobst heimzucarren. Mein Vater besass zwar keinerlei Drang zur Titulatur, dafür als Erbteil unbezähmbare Lust zur Scholle. Die bequeme Wohnung, viele

Jahre unser Kinderparadies, genügte bald nicht mehr; seinem Natur-enthusiasmus ländlicher Art war das Etagedasein auf die Dauer unerträglich. Wir siedelten also 1925 an den Stadtrand über, Haus und Garten eröffneten da vorteilhaftere Chancen, die mit ausgedehnten Hühner- und Taubenställen sogleich genutzt wurden. Bis zur Gänsezucht, zum bevölkerten Schweinestall und zu einem Hundezwinger haben wir es gebracht. Da sich aber auf die Dauer niemand sorgfältig genug um den Tierpark kümmerte, wurde erst ein Hauswart bestellt, später unser illusionäres Projekt insgesamt fallen gelassen.

Das Autofahren löste jetzt den Versuch städtischer Bäuerlichkeit ab, mein Vater zeigte sich fasziniert von den Möglichkeiten beschleunigter Fortbewegung. Heute würde man über diese hilflosen und hochbeinigen Gefährte lächeln, sie für Museumsstücke ansehen, allenfalls der Kuriosität halber beachtenswert. Damals kamen sie uns nicht knatternd, rauchend und langsam vor, dazumal galten sie als attraktiv mit ihren hohen Rädern und ihren Lederpolstern. Der auf Knopfdruck reagierende Anlasser ersetzte bald die Kurbel, doch welcher Fahrer wagte schon, den Dreher zu Hause zu lassen? So unbedingt traute man der neuen Mechanik vorerst nicht. Das war, wie man summarisch sagt, in den zwanziger Jahren, als sämtliche Dorf kinder zusammenliefen, wenn ein ratternder Wagen des Weges kam, unbespannt daherfahrend, den Schlaglöchern in einem Masse ausgeliefert, wie es unterdes kaum mehr vorstellbar sein dürfte. Mein Vater hielt es überhaupt gern mit dem Neuen; so wurde eines Tages für die Küche ein Eisschrank geliefert, der oben im grossen Blechfach etwa den vierten Teil eines hartgefrorenen Blocks aufnehmen konnte, das Schmelzwasser wurde dann zu bestimmten Zeiten unten durch den Hahn abgelassen. Zweimal in der Woche erschien ein pferdebespannter Wagen der Eisfabrik «Drachensee» und trug zum Komfort des Haushalts durch Lieferung eines manchmal spiegelnd klaren, zuweilen milchig-blasigen Klobens bei, den

wir Kinder im unbewachten Augenblick mit der Zunge berührten, um zu prüfen, ob sie wohl festfrieren würde. In diesem Kühlschrank wurde gesalzene Holsteiner Landbutter, deren Qualität mit dem neuerdings beliebten dänischen Produkt zu vergleichen ist, auch frisches Fleisch aufbewahrt, vor allem aber eine Auswahl an Getränken, darunter die von den Erwachsenen verschmähte Zitronenbrause. Meine Mutter war immer besorgt, die Kinder sollten keine eiskalte Flüssigkeit zu sich nehmen, darum wurden zwei Flaschen jeweils rechtzeitig herausgestellt; wir waren allerdings gegenteiliger Meinung, und so tauschten wir die Exemplare blitzschnell um, wenn es niemand bemerkte. Solchen raffiniert kalten Schluck genossen wir darum besonders, weil er nicht jedem gegönnt war, und wir boten ihn nur allerbesten Freunden an, wobei wir das beschlagene Glas als eine Spezialität unseres Hauses vorführten.

Ja, die Technik hielt mehr und mehr Einzug. Wir besaßen einen Grammophonschrank in dunkler Eiche, dessen Feder mit der Hand durch Kurbeln gespannt wurde. Man musste einen schweren Deckel heben, wollte man die Platte auflegen, von Mal zu Mal war einem Blechkästchen die neue Nadel zu entnehmen; zwei Türen, weit aufgestellt, gaben den Lautsprecher frei. Es handelte sich um ein schmuckes Möbelstück, von dem sich niemand gern trennen wollte, und so liess mein Vater es mit elektrischem Motor versehen und einer Vorrichtung, sich selbst abzustellen. Nun konnten wir nach Herzenslust spielen, ohne ständig drehen zu müssen. Wir liebten ein bestimmtes Repertoire, in dem etwa bayrisches Bauerntheater vertreten war oder Ludwig Wüllner mit zu Herzen gehenden Balladen, in rollendem Pathos vorgetragen, nicht zuletzt eine Lachplatte, die als Attraktion des Kinderzimmers betrachtet und jedem Besucher vorgeführt wurde. Dieses Gemisch aus Gekicher, fetten Lachstößen in sonorem Bass, Altweibergekreisch und jugendlichem Übermut war recht ulkig, vor allem stimmte es albern, denn die Lachlust steckte unweigerlich an. Auch das Radio wurde nicht links

liegen gelassen. Mein älterer Bruder besass zunächst einen Detektor mit Kopfhörern, an dem er ständig herumbastelte; war jemand von uns krank, konnte er sich des Programms erfreuen, freilich musste er dazu das Bett im Dachzimmer beziehen, da der Apparat einer umständlich installierten Antenne wegen nicht in anderen Räumen aufgestellt werden konnte. Mein Vater fasste bald weiterführende Entschlüsse. Er bestellte ein Fünfröhrengerät, das von einem Ingenieur gebaut und in zierliche Holzverschalung eingepasst wurde. Da stand es denn als Schränkchen auf geschwungenen Füßen, war jedoch höchst schwierig zu bedienen, denn jede Röhre hatte ihre eigene Skala; wollte man einen bestimmten Sender einstellen, so mussten die durch stundenlanges Probieren ermittelten fünf Zahlenwerte der Reihe nach eingestellt werden, man konnte sie von einem mit Heftzwecken an der Innenseite der Tür befestigten Zettel ablesen. Eine wahre Tragödie schien sich anzubahnen, als ausgerechnet am Wahlsonntag im Frühjahr 1925 das Papier abhanden gekommen war. Es gab Verhör und strengen Verweis, den ganzen Tag über lag Ärgerlichkeit in der Luft, nachdem zwei Versuche, durch ungeduldiges Drehen zum Erfolg zu kommen, gescheitert waren. Endlich fand sich das Blatt doch wieder an, und wir hatten einen ebenso geselligen wie spannenden Abend. Freunde und Bekannte kamen, um das Ergebnis frühzeitiger als andere zu erfahren: die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten. Für mich bestand die Freude darin, dass ich bis Mitternacht dabeisein durfte. Auf den Gedanken, dass es sich hier beim Anstossen mit sektgefüllten Gläsern um eine diskrete politische Demonstration handeln könnte, kam ich natürlich nicht.

Im Zusammenhang mit technischen Errungenschaften hat es viele Episoden gegeben, die mir im Gedächtnis geblieben sind. So spielte das Telefon eine besondere Rolle. Als mein Vater aus dem Krieg heimkehrte und nach 1918 seine Praxis als Rechtsanwalt und Notar tatkräftig wieder auszubauen begann, liess er in der Wohnung einen

Telefonanschluss legen. Fortan hing im Korridor ein brauner Kasten mit schwarzer Kurbel und einer Muschel, die sich je nach der Grösse des Sprechenden verstellen liess; verlangte jemand das Amt, musste er den rechts an einer Gabel hängenden Hörer aufnehmen und die Kurbel einmal herumdrehen. Des Öfteren hörte ich dort meine Mutter mit dem Vater reden und dabei den Namen «Heinrich» aussprechen; das bekräftigte meinen Vorsatz, mich auch einmal Heinrich nennen zu lassen. Deutlich sehe ich das Bild vor mir: meiner Mutter freundliches Gesicht, während sie der für mich nur als Schnarren hörbaren Stimme lauscht und antwortet. Immer wenn sich die Szene wiederholte, erschien mir dieser Name noch erstrebenswerter, er war wie ein Schlüsselwort für die noch verborgenen Wichtigkeiten des grossen Lebens. Dass ich wirklich so hiess, erfuhr ich erst später, weil meine Mutter im Umgang mit ihrer Kinderschar über ein zärtliches Vokabular verfügte, in dem die bloss schlicht zutreffende Anrede gar nicht vorgesehen war.

Doch das Telefon erschien mir plötzlich aus bestimmtem Grund unheimlich. Es gab in dem Haus, dessen erste Etage wir bewohnten, nur einen Apparat, und daher lag nahe, dass man wichtiger Nachrichten wegen bei uns anlätete, wenn jemand von den Nachbarn gewünscht wurde. Eines Nachts erwachte ich und hörte draussen aufgeregtes Stimmengewirr; ich hielt es im Kinderzimmer, wo vier Jungensbetten an der Wand entlang aufgestellt waren, nicht aus und schlich mich in den Flur. Dort standen meine Eltern, notdürftig angezogen, und bemühten sich zusammen mit einem anderen Bewohner des Hauses um eine Frau, die weinend und in völliger Verzweiflung kein Wort der Beschwichtigung zu hören schien; sie wimmerte vor sich hin, als sei sie von unerträglichen Schmerzen geplagt und sagte nur immer wieder halblaut: «Was soll ich tun? Was soll ich nur tun?» Schliesslich ging sie, von den Herren gestützt, aus der Tür, und ich lag nachher in meinem Bett ganz verstört und voller Mitleid. Am nächsten Tag hörte ich, dass es darum ging, einen Arzt zu verständigen; der Mann dieser

von Jammer erfüllten Frau war in der Nacht plötzlich gestorben. Ein anderer Zwischenfall ereignete sich, kurz bevor wir Haus und Garten bezogen. Nochmals wurde ein Arzt verlangt. Es hatte wieder einmal Unruhen auf der Strasse gegeben, daran herrschte in Kiel überhaupt kein Mangel, weshalb wir an bestimmten Tagen strikt zu Hause gehalten wurden. Dann standen wir am Fenster und glaubten die lauernde Gefahr zu spüren, selbst wenn tiefe Stille herrschte. Gerüchte liefen um, man erzählte sich schlimme Geschichten darüber, wie grausam politische Gegner miteinander verfahren. An diesem Tage rottete sich in unserer Gegend ein Haufen zusammen, der einen einzelnen Mann verfolgte. Die aufgebrachtten Gesellen erwischten den armen Flüchtling nicht weit von unserer Tür und richteten ihn kläglich zu. Wir hörten im Zimmer etwas vom Tumult, und als wir auf den Balkon traten, zog sich die Übermacht gerade zurück; zwei beherzte Passanten brachten den Verletzten ins Nachbarhaus, wo man ihnen den Rat gab, bei uns zu telefonieren. Ihr stürmisches Klingeln bedeutete wohl, dass Eile vonnöten war. Und wir Kinder, die wir den blutenden Mann auf der Strasse gesehen hatten, fühlten erschrocken, dass uns das Böse gestreift hatte. Mit solchen Erlebnissen brachte ich das Telefon in Zusammenhang, ich liebte es nicht, es hatte für mich etwas Drohendes, wie es da in der Dämmerung an der Wand hing. Das Befremden schwand erst, als wir umzogen und sich mit einem neuen, vergleichsweise modernen Gerät hellere Erwartungen verbanden.

Die Übersiedlung ins grosse Haus bescherte uns Kindern einen Garten, der wahre Seligkeiten versprach. Ich war acht Jahre alt und staunte jeden Morgen aufs Neue über die Fülle an Blumen und Obst, über die zum Ballspiel einladenden Rasenflächen, über den Turnplatz mit Reck und Schaukel. Nicht abzusehen, welche Möglichkeiten sich boten! Wenn wir aus der Schule kamen, fanden wir die Mutter draussen an einem umrankten Platz mit Briefschreiben oder

Lesen beschäftigt, und in den Abendstunden stand mein Vater zuweilen vom Schreibtisch auf und schritt besitzerstolz mit brennender Zigarre die Rasenwege auf und ab; es war, als würde sich das Familienleben fortan unter Bäumen abspielen.

In einem betont umschlossenen Bereich der Familie zu leben, hindert nicht, die Stadt kennenzulernen, ihre Eigenart, ihre Menschen. Wir wurden in jungen Jahren allerdings vom Umgang mit der Allgemeinheit mehr zurückgehalten als andere Kinder. Das zeigte sich zum Beispiel darin, dass eine Privatschule uns auf das Gymnasium vorzubereiten hatte. Etwas von den pädagogischen Prinzipien der Gesellschaft aus dem 19. Jahrhundert hatte sich in der Ansicht erhalten, sogenannte vulgäre Kontakte sollten möglichst lange vermieden werden. Vielleicht wirkte auch jene Tradition der Kieler Gelehrtenschule, die mein Vater noch erfahren hatte, in solchen Ideen fort, denn die «Anstalt», wie sie vom jeweiligen Direktor intern bezeichnet wurde, hielt darauf, ihre Zöglinge ein wenig zu isolieren. Als ich zu Ostern 1926, die schwarze Schülermütze mit gelbem Band auf dem Kopf, stolz meinen Einzug hielt, gehörten manche im Spass anekdotisch übermittelten Eigenheiten der ursprünglich exklusiven Schule schon der Vergangenheit an. Wir liefen nicht mehr wie unsere Väter Gefahr, auf der Stelle oder am folgenden Tage streng gerügt zu werden, wenn man uns auf der Strasse mit einem Realschüler antraf. Den Elitegedanken zu betonen, hielt man zwar weiterhin für angebracht, nur fiel die Begründung toleranter aus, das Menschliche, das Charakterliche stärker berücksichtigend anstelle veralteter Privilegien.

So ging alles seinen geordneten, vorbestimmten Gang, ich blieb dem Gymnasium treu bis zum Abitur im Jahre 1935, zuerst weniger, am Ende aber vollauf begeistert vom humanistischen Gedankengut. Freilich, was umschloss diese Zeitspanne an Veränderungen alten Lebensstils, an Stürzen und Rissen, an Hoffnung und beseligender Erfahrung. Solchen Abschnitt mit der historischen Zeit gleichzu-

setzen, wäre ein verhängnisvoller Fehler. Junge Menschen sind, während der Rundfunk über Wirtschaftskrisen, die Zeitungen über politische Gefahrenherde berichten, mit eigenen Problemen beschäftigt, sie leben inwendig, ihre Entwicklung hält Distanz von dem gerade diskutierten Zipfel der Geschichte. Uns ging es so, während damals Konjunktur und dunkle Prognose einander abwechselten. Die Freuden des Sommers und des Winters etwa haben keinen aktuellen Aspekt, sie werden geschlürft, was immer in der Welt zur Stunde geschehen mag. Schlittschuhlaufen und Baden füllten zeitweise in diesem Sinne unsere Gedanken aus. Niemals hätte ich damals geglaubt, dass Kiel nur zufällig mein Geburtsort sei; ich war ganz und gar zu Hause in dieser Stadt. Wenn ich es rückschauend bedenke, so schafft eine derart ansehnliche Förde mit bewaldeten Ufern nicht bloss räumliche, sondern auch innere Perspektiven; sie stellt einen Anziehungspunkt dar, auf den niemand verzichten möchte, der einmal ihre das Gemüt besänftigende Wirkung verspürt hat. Das Wasser ist nämlich durchaus kein Element der Melancholie, eher schon ein mütterliches Urphänomen, das sich in aller Trübnis bewährt durch beruhigenden Ausgleich. Dazu gehört, dass sich jeder Tag auf der bewegten Oberfläche anders spiegelt, unendlich variiert zwischen schimmernder Bläue und grünem Gischt. Ein Revier, reich an jahreszeitlichen Stimmungen, die sich niemals zu wiederholen scheinen. Der Himmel kennt hier im Norden wandlungsreiche Schattierungen, geballte Wolkenlagen, raffinierte Endzeitdüsternis, von deren Kraft man im Süden nichts ahnt. Und dieses verhangene Licht wirkt geradezu verzaubernd auf jeden, der seine eigene Versonnenheit im Spiel der von Ufer zu Ufer hinhuschenden Dämmerungsschauer abgebildet findet; ich liebte solche wahlverwandten Stunden der Natur. An den Hafen zu gehen und dort irgendwo auf einer Brücke in die nachtschwarze Flut zu starren, das verlor seinen Reiz in all den Jahren nicht. Nach dem Sonnenuntergang füllt sich der westliche

Himmel oft mit schwelenden, verlöschenden Farben, wie Nolde sie gemalt hat. Hinzu kommt jener unverwechselbare Geruch von Tang, Öl und Salzwasser. Das prägt sich ein. Wir sind darum gar nicht auf den Gedanken verfallen, dass sich auch anderswo leben liesse, womöglich angenehmer.kehrte die Familie von einer Reise zurück, etwa aus dem Rheinland oder aus Thüringen, drängten wir Kinder ungeduldig dem Moment entgegen, der uns den Anblick des freien Wassers beschereu würde, den langentbehrten.

Hinzu kam, dass ich mich mehr und mehr daran gewöhnt hatte, die atmosphärischen Köstlichkeiten der Ostsee sozusagen aus erster Hand zu empfangen und zu geniessen, und zwar beim Segeln. Wir liebten die Jollen; damals waren es Zwölf-Fuss-Dingis, die für die jungen Leute hauptsächlich zur Verfügung standen, weil sie als Einmann-Boote bedient werden konnten. Nur wer es erfahren hat, weiss, wie königlich man in solcher Nusschale über die Wellen gleitet, wie losgelöst man sich fühlt, beschwingt durch den vom eigenen Willen nicht mehr abhängigen Rhythmus der Bewegung. Das Alleinsein auf dem Wasser macht auch darum auf ganz ungewohnte Weise glücklich, weil man die Welt von anderer Seite her kennenlernt, ihren elementaren Eigenschaften näherkommt, den fremden Lauten mit gewandeltem Verständnis lauscht und eine Zone des Schweigens erreicht, die sich von Waldesstille schon durch das Bewusstsein dunkler, drohender Tiefe unterscheidet. Solche Erfahrung gehört nicht ins Reich der Idylle, dazu liegt sie viel zu hart am Wetter, das Unwirtliche wird einbezogen, auch Widerstand gegen den trotzigen Eigensinn so mancher Sturm-tage. Die See kann einem bekanntlich übel zusetzen, sie steigert dann die Belästigungen mit einer Beharrlichkeit, gegen die kein Mensch ankommt, es sei denn mit dem alten Hausmittel der Seefahrer, mit kluger Resignation. Viele weise Ratschläge sind überliefert, was man in Notsituationen tun und was lieber lassen soll. Freilich streiften wir als Jollenführer nur die Gefahr, aber wir ahnten doch etwas von den möglichen Strapazen, wenn wir leicht-

sinnig einen Trip in See unternommen hatten und uns bei Rückkehr eine steife Brise aus Südwest entgegenblies. Die Kreuzfahrt schien ewig zu dauern, mit steifen, klammen Fingern wurden die durchnässten Schoten bedient, kein trockener Fetzen fand sich mehr an Bord, wenn der Yachthafen endlich erreicht war. Da gab's allerdings Augenblicke momentaner Verzagtheit, man hätte weinen mögen vor Kälte und Hunger und Mattigkeit. Doch der Gesamteindruck eines solchen Unternehmens blieb jedesmal auf grossartige Weise lebendig, wie schnell vergass sich, was an Unbilden und auch wohl an plötzlicher Angst sich ereignet hatte. Für uns Jungens waren diese Manöver eine brauchbare Vorschule des Segelns und des Lebens. Rückte dann die seit Kaisers Zeiten eingebürgerte «Kieler Woche» heran, durfte man sich als küstennaher Seemann selbständig bewähren. Sofern Unterricht und Regatten sich überschneiden, erhielten die Wettfahrtteilnehmer von den Schulen Dispens. Eine derartige Sonderstellung wurde uns aber lediglich auf dem Höhepunkt des Jahres zuteil, da verdoppelte sich das Interesse an der Rennsegelei begreiflicherweise. Wir pflegten ohnehin während der Saison in der letzten Schulstunde des Öfteren durch einen Blick aus dem Fenster zu prüfen, wie es mit dem Wind stand. Segler sind so: sie sehen nicht den Baum, sie haben nur Sinn für die an ihm ablesbare Wetterlage. Wenn wir erst die Pappeln sich biegen sahen, kam es zu keiner tiefgründigen Beschäftigung mehr mit Latein oder Griechisch, mit Livius oder den Versen des alten Homer. Die Lehrer wussten das, und manche haben mehr Nachsicht bewiesen, als wir erwarten durften, auch im Hinblick auf die sich zu Michaelis alljährlich verschlechternden Zeugnisse. Ich war insofern nicht übermässig von Sorgen bedrückt, als mein Vater den Standpunkt vertrat, ihn kümmere nur die im Frühjahr fällige Versetzung. Dazwischen lag viel verregnete, diesig verstockte Herbst- und Winterzeit, die man nutzen konnte für die notwendige Korrektur des Leistungsstandes.

Was denn auch zur gewissermassen ärgerlichen Zufriedenheit der abschliessenden Klassenkonferenz, zur schmunzelnden Schadenfreude meines unpädagogisch toleranten Vaters jeweils gelang. Zum letztwilligen Segler, nämlich zum Ideologen dieses sympathischen Wassersports fehlten mir freilich die Voraussetzungen. Oft musste ich heimlich zugeben, wenn ich die angehenden Steuerleute fachsimpeln hörte, dass ich viel weniger als sie an das Backstag oder die killende Fock gedacht hatte. Segeln bedeutete für mich, wenn ich die aufflackernden Impulse des reinen Wettkampfes ausser acht liess, eine Brücke zu bis dahin unbekanntem Ufern des natürlichen Lebens. Die Möwen beschäftigten mich eben darum nicht weniger als gewisse Toptakelungen, die Konstruktion des Stevens kaum mehr als das Geräusch einer herannahenden Bö während flautenseliger Ruhepause. Wenn ich auch gestehen muss, dass insbesondere die Langfahrten nach Dänemark und Schweden häufig seemännische Erlebnisse mit sich brachten, die man sonst in Büchern von Joseph Conrad hätte nachlesen müssen. Für solche Zwecke stand der jungen Mannschaft ein grosses Schiff mit zwei Masten zur Verfügung, das von der Besatzung sorgfältige Navigation und Kenntnis der Seewasserstrassenordnung verlangte; der Kapitän musste immerhin schon ein Fahrensmann sein. Waren wir, um ein Beispiel zu nennen, in Gewitternächten unterwegs, bedurfte es erheblicher Besonnenheit, sollte der nächste Hafen ohne Havarie und ohne Unfälle innerhalb der Mannschaft erreicht werden. Wenn die Wellen hoch gingen und das Deck überspülten, wenn nichts mehr zu erkennen war in der undurchdringlichen Finsternis, dann glaubten wir uns der wütenden Urnatur ausgeliefert, als gelte es einen Kampf auf Tod und Leben. Zuweilen mitten in der Schufterei gegen die tosende Gewalt fühlte ich mich auf der Höhe der Situation und genoss es, den elementaren Mächten nahe zu sein. Sonst aber liess sich arge Beklommenheit kaum ableugnen, obwohl keiner von uns irgendeine unter zünftigen Seglern als unmännlich geltende Regung frei-

willig zugegeben hätte. Der Morgen brachte meist ruhige See, dann kam mit der Sonne die Zeit, sich der Reise zu freuen. Übermütige Laune erfüllte die Badetage fern von den Ufern, wir liessen uns nackt bestrahlen und schwammen, falls es zu heiss wurde, um das Boot herum, voll paradiesischer Empfindungen.

Wir waren in einem Alter, das zu Träumen anstiftet, wir empfanden die Spiele der Phantasie als legitime Daseinsform. Wenn ich davon erzähle, sage ich «wir», weil alles, was aus jenen Tagen im Gedächtnis blieb, sich mir als gemeinsames Erlebnis aufbewahrt hat. Durch das Zusammensein mit einem Freund, in dem sich die Welt auch so herausfordernd verheissungsvoll abbildete, wurde das Glück des Augenblicks im Gespräch vervielfacht. Dabei bedurfte es keiner langen Erklärungen, unser spontanes Einverständnis war oft genug stillschweigend erprobt. Da lag ein Geheimnis, das nur wir beide miteinander teilten. Mitten in einem Kreis recht harscher Burschen, die mit schnoddriger Verächtlichkeit alles Gefühlvolle beiseiteschoben, lebten wir in einer Region der Empfindsamkeit, die wir ängstlich nach aussen hin abschirmten. Wir mochten sie gern, unsere sportbesessenen Kameraden, deren freundliche Hilfsbereitschaft uns oft beschämte, doch wir fürchteten ihren Spott, wir fürchteten die andere, die ruppig-gesunde Sprache. So warteten wir auf den Abend und fühlten uns weise und von Poesie verzaubert, wenn wir über verschwiegene Dinge sprachen, über Gott, über die Schönheit, über den Glanz der Schöpfung. Besonders bei ruhigem Wetter, zusammen als Rudergänger eingeteilt, kamen wir zu unserem Recht. Es geschah zuweilen, dass sogenanntes Meerleuchten diesen stillen Nachtstunden Märchenstimmung verlieh. Wer das ans Wunderbare grenzende maritime Phänomen einmal auf hoher See erlebt hat, wird begreifen, dass es jugendliche Gemüter bewegen kann. Eine phosphoreszierende Herrlichkeit ringsum, weitgestreute Felder perlender Goldpunkte, mit jeder Welle neu anbrandend, während der Kiel des Bootes eine schimmernde Furche zieht. Bei flauem Wind wurde nach altem Brauch gebadet,

und wer an Deck bleiben musste, sah die Schwimmer mit jeder Bewegung tausendfach durchglühte Spur erzeugen, ein wahrhaft tropischer Anblick in unseren nordisch-herben Gewässern. Solche Bilder blieben, wenn wir später die Eindrücke unserer Seeabenteuer zu sammeln versuchten. Im Rückblick verstärkte sich noch jene Atmosphäre des Unwirklichen, die überhaupt für uns zu jener Zeit das Wesen der Ereignisse besser charakterisierte als alle bürgerliche Moral es vermochte.

So trug uns kompromisslos verwirklichte Freundschaft wie auf einer Woge über die bittersüssen, problemreichen Jahre des Anfangs und der Erwartung hinweg. Gefährliche Isolation wurde dadurch vermieden, dass wir zugleich an den gemeinschaftlichen Freuden der Klasse, der Yachtschule, der Familie lebhaft Anteil nahmen. Doch es blieb uns ein geistiges Versteck erhalten, das nur wir allein kannten und an dem wir uns zusammenfanden. Vergleichbar jenem Schlupfwinkel in der dunkelsten Ecke des Bodens, wohin wir uns mit den plattdeutsch sprechenden Kindern unseres Hauswarts an Regentagen verkrochen und wo es dann, während die Tropfen aufs Dach trommelten, wie in Theodor Storms «Regentrude» erwartungsvoll hiess: «Stück'n vertelln!» Das Heimliche, das Unentdeckte machte unser Leben reich und bewahrte es, daran glaubten wir fest, vor der Banalität des Alltäglichen. Und wir hatten das Glück, von unseren Müttern bestärkt zu werden in den unschuldigen Vergnügungen dieser Romantik. Meine Mutter liebte es nicht, viele Worte zu machen über eine Angelegenheit, die keines Kommentars bedurfte; sie war dazu geboren, alle ihre Kinder herzlich zu lieben, weniger allerdings, sie nach konventionellen Prinzipien zu erziehen. Selten hörte man von ihr ein strenges Urteil oder einen scharfen Verweis; wenn es doch einmal geschah, so war ein häuslicher Konflikt über ihre Kräfte gegangen, und sie verzieh es sich nachher nicht so bald, die Beherrschung verloren zu haben. Ihre ausstrahlende Freundlichkeit bewirkte indessen, dass alle im Haus sich bemühten,

ihre Bitten zu erfüllen, oft noch bevor sie ausgesprochen wurden. Niemand ertrug es, sie betrübt zu sehen; deshalb liessen die Jungen sogar in den rauhebeinigen Phasen ihrer Entwicklung noch Zärtlichkeit erkennen, sobald es um die Mutter ging. Selbst untereinander hielten wir Frieden, falls wir sie in der Nähe vermuteten, denn es ängstigte sie mehr, als der Anlass erklärte, wenn zwei der Geschwister sich wütend in den Haaren lagen; sie fürchtete, es würde ein Unglück geschehen, weil sie im Innersten nicht begriff, warum überhaupt auf der Welt jemand sich herausnahm, das Recht des Stärkeren zu beanspruchen. Allerdings ging ein zunächst erbittert anmutender Streit oft so rasch vorüber, dass die Kampfhähne, während die Mutter nach Hilfe Ausschau hielt, bereits wieder einträchtig beim Schachspiel zusammensassen. Niemals brauchte sie ausdrücklich die ihr gebührende Autorität zu beanspruchen, weil auf eine natürliche Art das Rangverhältnis immer gewahrt blieb. Das mag die Offenheit erklären, mit der wir ihr begegneten, und das für uns alle ganz selbstverständliche Vertrauen in ihre Fähigkeit des Zuhörens; sie begriff sogleich den Kern einer Frage und erkannte durch den Ernst ihrer nachdenklich erwogenen Antwort die Ebenbürtigkeit des Gesprächspartners voll an. Ihre eigenen Überlegungen waren nicht so praktisch und vernünftig, wie es der erzieherischen Norm entsprochen hätte. Zum Beispiel liess sie sich unter Umständen begeistern von manchem Plan, der sich im Grunde einer kindlichen Utopie näherte. In unseren Augen stand sie nicht unbedingt auf der Seite der Erwachsenen. Sie verfuhr zum Beispiel mit Entschuldigungen für versäumte Schulstunden recht grosszügig, und gerade deshalb wagte ich ihr zuweilen nicht alle Sünden zu gestehen. Mein Freund und ich fuhren morgens gemeinsam mit dem Rad zum Gymnasium; wenn allerdings die Sonne gar zu verführerisch schien und der Wind so verheissungsvoll zum Segeln einlud, bogen wir an einer bestimmten Ecke ohne vorherige Verabredung wortlos nach links ab, anstatt geradeaus den Weg der Pflicht fortzusetzen, und landeten am Yachthafen,

wo wir uns ans Auftakeln machten, sehr weit entfernt von der humanistischen Walstatt. Ein strahlender Vormittag auf dem Wasser lockte. Zur Mittagszeit waren wir pünktlich wieder am Landesteg und reichten uns unschuldig-salopp in den Strom der zurückkehrenden Schüler ein, als sei nichts weiter geschehen. Derlei mochte sich am folgenden oder übernächsten Tag wiederholen. Die schlimme Sache wieder ins Reine zu bringen, blieb am Ende nichts übrig, als meine Mutter um ein entsprechendes Papier zu bitten. Sollte ich sie mit dem ganzen Ausmass meiner Schuld bekanntmachen? Selbst wenn ich es vorgehabt hätte, wäre ich doch recht schnell auf ein anderes Thema ausgewichen angesichts ihres Zutrauens, und zwar aus Furcht, sie ratlos zu machen. Darum bat ich sie, ihren Namen auf ein Blatt unbeschriebenen Briefpapiers zu setzen, tat's schweren Herzens und mit dem Vorsatz: nie wieder... Vermutlich hat es eine so rührend wohlmeinende Mutter kaum je gegeben, denn sie ergriff wahrhaftig den Federhalter, unterschrieb dort, wo ich ein feines Bleistiftkreuz eingezeichnet hatte, und sagte nur: «Du wirst doch nichts Unrechtes damit anstellen?» Mir fiel ein Stein vom Herzen. Rasch den Bogen in die Schreibmaschine spannend, tippte ich die vorher sorgfältig formulierten, mein Fehlen entschuldigenden Sätze. Zerknirscht fuhr ich in die Schule und gelobte mir Besserung, die zunächst auch eintrat, später von den bekannten Einflüsterungen aber wieder verscheucht wurde. Dass ich beim letzten Vorfall dieser Art den entschuldigungsbedürftigen Tagen noch einen weiteren hinzufügte, weil es ja schliesslich in einem wegging und der wolkenlose milde Sommermorgen mich mit magnetischen Kräften ans Wasser zog, kann ich mir heute noch nicht verzeihen. Jetzt ging es zu weit, das fühlte ich sogleich und habe mich fernerhin, wenn es dringlich wurde, lieber selbst herausgeredet. Natürlich bewunderte ich, dass meine Mutter derart unbefangen die Gefahr einer eventuellen Entdeckung auf sich nahm, ganz frei von der landläufigen

Obrigkeitsangst. Meinem Vater blieb das Manöver, wie sich versteht, zeit-
lebens unbekannt, kein Lehrer nahm Anstoss. Wer hätte auch ahnen kön-
nen, dass die Kontrollfunktion des Elternhauses sich sogar dokumentarisch
überspielen lässt. Vielleicht half mit, dass meine Mutter sich eine kritische
Reserve der Schule gegenüber bewahrte, sie wünschte die Kinder nicht aus-
schliesslich mit Schulaufgaben beschäftigt zu sehen, im Übrigen werteten
in ihren Augen die Lehrer gewisse kleine Unarten der Schüler ohnehin zu
ernst, sie wollte den schematischen Tadel durch überzeugend gestaffelten
Zuspruch ersetzt wissen. Immerhin zeigt eine so aussergewöhnliche Epi-
sode, dass die Mutter unsere romantischen Neigungen kaum mit Skepsis
beurteilte, auch nicht jene Freundschaftsbegeisterung, die meine Gefühle
und Gedanken jahrelang entscheidend beeinflusste, ebensowenig die Wahl
der Lektüre, die Beschäftigung mit Musik, die Hinwendung schliesslich zur
hündischen Jugend.

Im richtigen Augenblick an die jeweils förderlichen Bücher zu geraten, das
hängt wohl mit den guten Geistern des Gesprächs zusammen, sie leiten eine
Entwicklung ein, deren entschiedene Richtung erst viel später sich abzeich-
net. Wir lasen über Jahre hin vor allen Dingen Werke, die unseren mollge-
stimmten Ideen des Andersseins Nahrung zuführten. Nietzsches preisender
und blitzeschleudernder Zarathustra stand eine Weile an der Spitze; der
neue Mensch benötigte, um erkannt zu werden, offensichtlich eine Verkün-
digung voll von zornig grollendem Pathos. Wir liessen solche Hochspan-
nungen in uns eindringen und fühlten uns wohl in der Schar der grossen
Verächter. Von Dauer erwies sich diese Predigerphase allerdings nicht, die
Gewaltsamkeit des Entwurfs begann, unsere lyrischen Kreise zu stören.
Nietzsche wechselte daher bald seine Rolle und kam uns nahe als Dichter
der Dionysos-Dithyramben, als jener Fremdling, der in Venedig an der
Brücke stand «jüngst in brauner Nacht», der schrieb: «Du musst ärmer wer-
den, weiser Unweiser! willst du geliebt sein.» Und Rilke stand selbstver-

ständig Pate, dafür braucht sich, denke ich, meine Generation insgesamt nicht nochmals zu entschuldigen; die frühen Arbeiten bieten so viel bündige Zitate in singendem Ton, dass man sie mit eigener sentimentaler Zugabe beliebig anreichern kann. Das Buch von der Armut und Pilgerschaft gehört dazu, natürlich die zur Stunde des Jugendstils weich in die Nacht geträumte Weise von Liebe und Tod des Cornets oder auch manche der einschmeichelnden Sonette mit zärtlich dem Ohr sich anschmiegenden Reimen vom Typ der «Flamingos», in Spiegelbildern wie von Fragonard. Als ich mich nach einer Operation gewisser Komplikationen wegen als Klinikpatient in Geduld fassen musste, merkte ich während einsamer Nachmittage plötzlich, was ich bis dahin nicht wusste, dass ich den «Cornet» auswendig hersagen konnte: Reiten, reiten, reiten... Kaum eine Lücke ergab sich in den leise dahinströmenden Sätzen, wie wir ja bereits geraume Zeit unsere Briefe in solchem Ton abzufassen pflegten. Der manirierte Schönklang in der Sprache Rilkes blendete uns, zugleich forderte eine Stimmung sensibler Müdigkeit dazu heraus, sich zu identifizieren; Abschied, Herbsttag, Liebeslied und jene Kindheit, die Nuancen dumpf gefühlter Traurigkeiten zu offenbaren schien, angstvolles Erwachen in eine unbegriffene Welt: «... aber am Abend still, mit kleinen steifen Schritten nach Haus zu gehn, fest angefasst... « Viel später erst haben wir den Rang des Dichters von seinem reifen Werk her zu ermitteln versucht, nach 1945 vor allem, in hitzigen Debatten, die Attacken genug enthielten gegen die verzärtelte Selbststilisierung des Literaten, gegen seinen Adelstick (studentisch derb hiess es, er sei ein Edelschnorrer gewesen); das Wort eines Spötters machte die Runde: «Meine Herren, ich glaube, wir können also sagen: Rilke war eine Entgleisung auf höchster Ebene!» Ich stand auf Seiten der Verteidiger, während der Kriegsjahre hatte ich die Duineser Elegien in meinem Gepäck und fühlte mich diesen Versen tief verbunden, ihre Beschwörungen erreichten mich in einem Zustand seltener Aufgeschlossenheit.

Von den in grosser Zahl genossenen Büchern nahmen wir uns meist diejenigen ans Herz, in denen wir Chiffren für die eigene Art unseres Lebens zu entdecken glaubten. Melancholische Perspektiven taten uns wohl (Hermann Hesses «Unterm Rad»), andererseits suchten wir das unabhängige Dasein in den Erzählungen Knut Hamsuns, gingen den Spuren des Leutnants Glan nach, die unter dem Zeichen des Pan in den fernen Nordlandsommer führten. Seltsam enge Beziehungen knüpften sich zum «Tonio Kröger» von Thomas Mann. Hier schien jenes Existenzbewusstsein auf das Genaueste erfasst und zur Figur verdichtet, das unsere Jugend in Schmerz und Seligkeit von unbekümmerter Freude, vom sportlichen Ehrgeiz, von der Naivität des einfachen Hinnehmens trennte. Am Beispiel dieser lübschen Novelle wird ersichtlich, dass ich in den geliebten Büchern damals mehr Selbstbestätigung als literarischen Wert suchte und fand. Ich fühlte mich wie so ein Tonio, wenn ich umherging und die Landschaft mit den Gestalten meiner Träume füllte, und ich tat es nicht ungern; wiederum liebte ich die Vorstellung, im Kreis der hellen, unbeschwerten Naturen zu Hause zu sein, sehnsüchtig umkreisten meine Gedanken jenen Hans Hansen, den Thomas Mann zum Typ des gesunden, zu fröhlicher Geselligkeit geborenen, nicht auf Reflexion angewiesenen Jungen gemacht hat: bastblonder Haarschopf, so wird er gezeichnet, ansehnlich gestaltet, schlank mit breiten Schultern, mit scharf blickenden stahlblauen Augen. Daneben der umschattete Tonio mit seinen schweren Lidern, dem weich gebildeten Mund und zaghaften Schritt, der an seiner Freundschaft leidende Tonio. Als Modell galt mir Tonios Gespräch über Schillers Don Carlos, geführt mit einem Jungen, der Pferdebücher bevorzugt. Wenn ich einmal, selten genug, ein zutrauliches Wort über meine Lesefreuden sagte, wurde ich meist wie Tonio ernüchert durch fühllose Antwort. So kam eine Zeit, in der ich mich überhaupt nicht mehr mitzuteilen verstand. Was immer in der Schule an Literatur besprochen wurde, hatte ich zwar oft schon

vorher, aber unter ganz anderem Vorzeichen gelesen, teils sogar mehrfach, Schiller ohnehin, Gottfried Keller, Eichendorff, Mörike, dann die neueren Werke und immer wieder Gedichte, des jungen Hofmannsthals Verse und jene gehämmerten Rhythmen bei Stefan George: «wer je die flamme umschritt bleibe der flamme trabant...» Die Gestalt dieses Dichters hatte meine Phantasie angeregt, ehe sein Werk mich beschäftigte. Als ich an einem Herbstnachmittag durch das Ufergehölz nach Hause strebte, begegnete mir ein mit schwarzem Radmantel und schlohweisser Mähne altmodisch wirkender Herr. Das strenge, fast kantige Gesicht, undurchdringlich in seinem Ernst, hatte asketische Züge, die Erscheinung in der halben Dämmerung war ebenso finster wie imponierend. Kurz darauf erfuhr ich, dass der unheimliche Fremde Stefan George hiess. Mit diesem Namen verband sich fortan für mich die Vorstellung eines verschlossenen schwarzen Bezirks voll von raunendem Zauber, voller Magie. Jahre vergingen, ehe sich mir die Bücher des Dichters erschlossen und ich ihren esoterischen Anspruch als Kraft schätzen lernte. Zwar zog mich der herrische Ton dieser Sprache wenig an, die Architektur der stählernen Verse schien nicht ohne Gewaltbarkeit erreicht, doch ich fand etwas darin, das Festigkeit besass und sich auf den Leser übertrug. Direkten Zugang erhielt ich dann erst durch eine Gruppe junger Menschen aus dem hündischen Kreis.

In den Jahren vor 1933 bereits hörte man viel und oft mit durchaus akademisch klingenden Argumenten davon, dass der Individualismus bekämpft, der grassierenden Dekadenz Einhalt geboten werden müsste; die völlige soziale Einordnung unter weniger nachsichtigem Gesetz wurde gefordert. Was mich betraf, so fand ich ein Tor zur Welt nur durch Umgang mit einzelnen Menschen, durch Gespräch mit Freunden, die ich als Partner in ihrer personhaften Unverwechselbarkeit auch meinte. Das Gemeinschaftsleben wirkt auf eine von idealen Impulsen geleitete Jugend vorwiegend formal

bestimmt, als beiläufiges Zusammensein mit anderen Menschen, ohne dass übergreifende Interessen vorhanden sind. Man isst miteinander, bringt die Zeit hin, man arrangiert sich recht und schlecht. Ich hatte beobachtet, dass sich in jeder für bestimmte Zwecke gebildeten Gesellschaft notwendig irgendwann eine leerlaufende Motorik entwickelt, ein Zwang, weiterzumachen, nur weil es einmal angefangen hat. Der Ungeist des Vereins bürgert sich allzuleicht ein und schafft beengte Situation. Durch meinen Freund lernte ich nun junge Leute kennen, die zur Deutschen Freischar gehörten; sie hielten eng zusammen, doch nicht so sehr dank ihrer hündischen Organisation, sondern auf Grund eines regen Austausches an Gedanken und Erfahrungen, auch als Folge gemeinsamen Musizierens. Ich empfand sofort, dass hier wahre Freundschaft gefordert und investiert wurde, und durfte mich recht bald als dazugehörig betrachten. Nahe dem Westensee bei Kiel hatten sich die Gefährten in einem alten Bauernhaus eingerichtet, dort bezogen wir im Sommer so manches Mal Quartier, betreut von einer gutmütigen Kättersfrau. Wir fuhren morgens mit dem Fahrrad in die Stadt und kehrten nach Beendigung des Unterrichts am frühen Nachmittag zurück. Die gleichgestimmte Selbstverständlichkeit des Beieinanderseins, die Atmosphäre unbemühter Übereinkunft hat sich mir tief eingepägt. Meine durch Leseleidenschaft mehr und mehr verstärkte Isolierung von Gleichaltrigen wurde plötzlich dadurch durchbrochen, dass ich mit anderen sprechen konnte und Gehör fand. Ein ungeschriebenes Gesetz verlangte geradezu, sich mitzuteilen. Die Voraussetzung, glücklich zu sein, war so deutlich wie nur selten gegeben. Daher dachte auch niemand daran, den Kreis aufzulösen, nachdem im Januar 1933 eine neue Regierung sich rigoros zu gebärden begann und den Zusammenschluss aller Jugendverbände unter der allein schon ästhetisch höchst unbefriedigenden Hakenkreuzfahne anstrebte. Die Bündischen suchten den offensichtlich bevorstehenden Schlag zu parieren und schlossen sich ihrerseits

zum Grossdeutschen Jugendbund zusammen, der als äusserer Festungsring gegen den Ansturm auf die vielgestaltige Freiheit im Innern dienen sollte.

Zu Pfingsten strömten in Munsterlager Tausende aus allen Teilen des Landes zusammen, die Sprecher der verschiedenen Bünde unter Führung des alten Admirals von Trotha forderten für diese Jugend das Recht, ihr Leben im Sinne der bewährten Prinzipien wie bisher selbständig zu gestalten. Wir alle hatten die neue Ära noch längst nicht begriffen, wir spürten keine Gefahr. Als Kavalkaden von Motorrädern, besetzt mit Funktionären in Braunhemden über staubigen Heideboden weithin sichtbar heranbrausten, glaubten wir uns eigener Entscheidung nach wie vor durchaus sicher. Aber sie kamen mit dem aus Berlin beglaubigten Dekret, der Bund insgesamt sei aufgelöst und von Stund an auch das Lager. Trotha gab die mit bürokratischen Formulierungen getarnte Anordnung, in Wahrheit den militärischen Befehl, über die Lautsprecher bekannt und improvisierte eine Rede, die männlich und mutig das Ziel der Deutschen Jugendbewegung verteidigte. Er schloss mit dem Ausruf: «Unser Bund wird dauern, er ist unzerstörbar, auch wenn wir uns heute der Gewalt beugen müssen!» Die Wirkung dieser Worte lässt sich am besten kennzeichnen, wenn man sagt: ein Sturm brach los. Denn als jetzt auf dem Hügel langsam die Fahnen niedergingen, stürmten die Massen das hochgelegene Feld; das schwarze Tuch mit den vertrauten Emblemen ging in Fetzen, jeder suchte ein zerrissenes Stück zu erraffen und trug es stolz als Ausweis: ich war dabei. Natürlich steckte etwas vom Cornet-Mythos Rilkes in dieser aufflammenden Begeisterung, doch nicht minder ein plötzlich ausbrechender Schmerz um verlorene Freiheit. Erregte Gruppen standen herum, es fielen bittere Worte. Um jeweils zwei oder drei Uniformierte, die mit Schulterriemen und bunten Schnüren wie Milizsoldaten aussahen und sich auf dem Sattel ihrer Maschinen fluchtbereit zu halten schienen, schlossen sich in dichtgedrängtem Kreis Hunderte von

Lagerinsassen zusammen, Klage und Anklage nahmen härteste Form an. Die Gesichter der zu Schergen berufenen Motorsportler erregten keine Furcht, sie muteten eher dörflich ahnungslos an, mittlerweile auch etwas verschreckt, denn sie hatten sich selbstverständlich im Recht geglaubt, hatten vielleicht sogar einiges Prickeln empfunden bei der Aussicht, eine von Pfadfindern aller Schattierungen wimmelnde Versammlung zu zerstreuen; freilich mussten sie zuletzt erkennen, dass auch die Macht überzeugender Argumente bedarf. Sie sollten bloss den Spruch überbringen, Gründe gehörten nicht zu ihrem Auftrag. Nach und nach gestanden sie zu, dass die Enttäuschung zu verstehen wäre, benahmen sich überhaupt viel einsichtiger, als ihre militärische Verpackung ursprünglich vermuten liess. Schliesslich räumten sie den Platz, an Abzug war ohnehin erst am folgenden Tage zu denken. Ich weiss nicht, ob in dieser hellen Pfingstnacht überhaupt einer von uns geschlafen hat. An mehreren Stellen flammten Feuer auf, Holz wurde geschleppt, der Schein stieg hoch zum Himmel auf. Eine wunderbar ergreifende Nacht voller Ungewissheit und Vorahnung böser Tage; sie verging mit Singen, mit Gespräch, mit bewegten Gedanken.

So sah die erste Begegnung mit den neuen Machthabern aus, und wir besaßen viel zu wenig Kenntnis der proklamierten Politik, um uns im entferntesten ein Bild zu machen von dem, was unausweichlich in den nächsten Jahren geschehen würde. Die Tatsache, dass ich nie eine Zeitung ansah, war gewiss zum Teil schuld daran, dass sich für mich zunächst mit dem Namen Hitler keine Ideologie verknüpfte. Es gab freilich untrügliche Symptome dafür, dass etwas in der Luft lag. Etwa: vollgestopfte Lastwagen, deren Mannschaft einen rhythmischen Propagandatext im Sprechchor hinausposaunte oder die überhandnehmenden Musikumzüge, voran die für Kiel typischen Schalmeienkapellen mit ihrem blägenden Gedudel. Im Fahrradkeller unserer Schule betätigte sich zuweilen der braune Nachwuchs, indem er die Glasflächen der Scheinwerfer mit Haken-

kreuzschildchen zuklebte. Es gab sicher viele Leute, die das Ende des ganzen Rummels erwarteten, als im Frühjahr 1932 Hindenburg nochmals zum Reichspräsidenten gewählt worden war. Davon konnte freilich keine Rede sein; heute weiss das jeder. Ich bekam allmählich einen Begriff davon, wenn ich abends schlafbereit in meinem Dachzimmer lag und eine Veränderung der Geräuschkulisse bemerkte, nämlich die Wiedergeburt des Nagelstiefels. Als Kind hatte ich manchmal Herzklopfen verspürt bei ungewohnten Lauten, wenn etwa da unten auf der Strasse jemand vorüberging und sich mit der Eisenspitze seines Stockes energisch auf das Pflaster stützte. Viele Jahre drang durch das geöffnete Fenster lediglich sanftes Rascheln der Lindenblätter, allenfalls Hundegebell oder von ferne das Nebelhorn eines Dampfers. Jetzt begann das Eisen zu knallen. Man ging, um vor Überraschungen sicher zu sein, in Gruppen von Protestversammlungen oder Kundgebungen nach Hause, den Gleichschritt als Ausdruck heldischen Selbstgefühls bevorzugend, das mochte dann die Nacht wohl mit metallischem Lärm durchdringen. War einer unter den kampfbereiten Marschierern lässig aufgelegt, so liess er den Absatz schleifen, immer eins über das andere Mal, wodurch der knapp zustossende Takt sich geradezu aufgelockert anhörte. Drohende Lautmalerei, sie nahm zu von Monat zu Monat.

Selbst in unserer von Herkunft eigentlich gelehrten Schule war derlei zu beobachten; wenn so ein Recke an dieTafel gerufen wurde, lag der Gedanke an Saalschlacht näher als an das Euklidische System. Mit einem Wort: es kam, wie es offenbar kommen musste. Die zwangsläufig entstehende Unruhe der posaunistischen «Machtübernahme» führte dazu, dass wir mit dem Lehrplan immer wieder in Rückstand gerieten. Davon abgesehen, dass auch die Altphilologen sich nicht lumpen lassen wollten und eines Tages mit der unserem klassischen Latein nachgebildeten Übersetzung des Horst-Wessel-Liedes herausrückten. Die Tage der zwei Nationalhymnen

brachen an, wir hatten laut ministeriellem Erlass allen beiden, sobald sich nur irgendeine Möglichkeit dazu bot, mit ausgestrecktem Arm gebührende Ehre zu erweisen. Die würdige humanistische Anstalt geriet in so manche arge Bedrängnis. Ein Beispiel von vielen: unter den Primanern tat sich der vermutlich künstlerisch begabteste mit einem sogenannten Führerbild hervor, es zeigte jenen mittlerweile historisch kompromittierten Herrn als Ritter Georg in strahlender Rüstung. Flott gemalt, wie der Zeichenlehrer bekundete. Ich sah das in der Eingangshalle ausgestellte Machwerk, war peinlich berührt und drehte es kurzerhand um, Pappdeckel nach vorn. Solche Demonstration erschien mir für die Schule und für uns alle nur ärgerlich. Derlei spricht sich herum, meist blitzschnell, und richtig: nach Schluss der folgenden Stunde stand mein humanistischer Jungmaler, Hüne von Wuchs und Gesinnung, imponierend vor mir und schlug mit der flachen Hand in mein Gesicht, drehte sich um und genoss (vermutlich) seinen Triumph. Die Folgen: Auf lauf, Nasenbluten, Bemühung der Schulaufsicht. Bei der sich anschliessenden Untersuchung stellte ich mich auf den Standpunkt: der Kitsch sollte in einem Haus, das nachfolgenden Generationen antike Hochkultur vermittelt, keine Verbreitung finden. Mit Mühe gelang es dem Direktor, das Problem dahingehend einzugrenzen, dass ich gegen die mir mangelhaft erscheinende formale Qualität des Bildes hätte protestieren wollen, nicht eigentlich gegen das Sujet, erst recht nicht gegen die einem so exemplarischen Volkstribunen jederzeit zu unterstellenden Eigenschaften eines drachentötenden Ritters Georg.

Eine andere Erinnerung: In unserer, die vaterländische Tradition reichlich beherbergenden Aula mit ihren bleiverglasten Fenstern, an beiden Stirnwänden geschmückt mit den später verbrannten Historienbildern des alten Preussen Anton von Werner, fanden wir uns zum Gemeinschaftsempfang ein, wenn es wieder einmal sein musste; und an völkischen Gelegenheiten war seinerzeit kein Man-

gel. Ein kleiner Lautsprecher stand auf niedrigem Tisch zwischen zwei Lorbeerbäumen, und dann hallte die forcierte, oft bellende Stimme des gefeierten Retters, mit dem Knarren der technisch damals unvermeidlichen Nebengeräusche durchsetzt, in den holzgetäfelten Saal, dem gewiss schon anspruchsvollere Kost geboten worden war während seiner langen Geschichte.

Das Jahr 1935 begann für mich verhängnisvoll: mit einer sich über Monate hinziehenden Krankheit, die dann, offenbar durch Schockwirkung, bei meiner Mutter zur Erblindung des linken Auges führte. Im Frühjahr siedelten mehrere Klassen des Gymnasiums über ins Schloss Heiligenstedten bei Itzehoe, das als Landschulheim eingerichtet war. Mein jüngerer Bruder gehörte wie auch ich zu den Teilnehmern an dieser willkommenen Exkursion. Das Unglück geschah bereits am ersten Tag: einige übermütige Schüler versuchten ihre Künste auf den Remonten, die in den Flusswiesen weideten. Obwohl ein geübter Reiter, glitt mein Bruder unvermutet vom Rücken eines der erschrockenen Pferde und wurde so geschlagen, dass er mit schweren Verletzungen am Kopf bewusstlos liegenblieb. Unsere Mutter hatte gerade zu dieser Unglückszeit den ersten Ausflug nach langem Krankenlager unternommen; meine Mitteilung, dass ich ihren immer vergnügten Sohn ins Krankenhaus bringen musste, erreichte sie bei ihrer Rückkehr. Zwei Tage später ist er gestorben, ohne noch einmal das Bewusstsein erlangt zu haben. Schlimme Wochen für uns alle, die wir den Verlust dieses begabten und hilfreichen Jungen kurz nach dem 16. Geburtstag zunächst gar nicht zu fassen vermochten.

Im September geschah ein neuer Schlag. Meine Eltern waren für etliche Tage verreist, ich sass mit Schwester und Schwager am Abendbrottisch, da klingelte es und zwei baumlange Finsterlinge verlangten mich zu sprechen. Ich wurde recht barsch aufgefordert, den unwirtlichen Herren mein Zimmer zu zeigen. Sie grasten die Winkel und Schattenzonen ab wie gelernte Kriminalisten, schoben

ansonsten alles, was herumlag, ohne Ansehen des Wertes in einen mitgebrachten Sack, einschliesslich der im Schreibtisch auf bewahrten Briefe, Fotos und Tagebücher, sogar die für das Abitur mühsam angefertigte Jahresarbeit musste daran glauben. Der Wagen stand bereit, mich in das Polizeigefängnis zu bringen, wo ich peinlich nach Waffen und Werkzeug, nach Papieren und Druckschriften abgesucht wurde; den Gürtel musste ich hergeben, selbst die Schnürsenkel, so dass ich in meinen Schuhen wie in schlappenden Pantoffeln ging. Bald darauf schloss sich hinter mir die eiserne Zellentür. Der rasche Wechsel hatte mich verwirrt, ich konnte meine neue Lage kaum begreifen. Wie betäubt startete ich auf das vergitterte kleine Fenster und liess mich schliesslich erschöpft auf ein schmales hartes Bett fallen, das der Wärter aufgeschlossen und heruntergelassen hatte. Als ich endlich einschlief, war mir noch immer zumute, als müsste es sich bei dieser Entführung um ein fremdes, mich eigentlich gar nicht betreffendes Abenteuer handeln.

Meine erste Nacht hinter Gittern zeigte an, dass mir zumindest ungemütliche Zeiten bevorstehen würden. Einige Stunden mochten vergangen sein, da weckte mich der freundlich-brummige Beamte, der noch spät eine Decke gebracht und sogar ein paar aufmunternde Worte gefunden hatte. Über winklige Gänge, Treppen und Vorzimmer führte er mich in einen Raum, der wie ein kleiner Konferenzsaal wirkte. Stimmengewirr, Tabakqualm, merkwürdig grelles Licht, das auf mich gerichtet war und keine Unterscheidung der Personen erlaubte. An die beleuchtete Wand hatte ich mich zu stellen, diese Helligkeit aber blendete mich, ich konnte kaum die Augen erheben, als ich nach Namen und Alter gefragt wurde. Offenbar hatte man zwei Tische aneinandergerückt und mehrere Bürolampen so aufgerichtet, dass sie die Funktion eines Scheinwerfers übernahmen. Mich quälte die Vorstellung, ein Erschiesungskommando vor mir zu haben; in Kriegsbüchern dienten Szenen solcher Art der Glaubwürdigkeit des Milieus, und ich kam

beim Lesen nie so ganz darüber hinweg, dass jemand in der Lage sein sollte, auf ein kurzes Kommando hin einen Menschen zu töten, seinen angstvollen Blick auszuhalten und dann weiterzuleben, als sei nichts Erwähnenswertes geschehen. Jener Hauch von Erbarmungslosigkeit berührte mich, und ich fröstelte bei dem Gedanken, anonymen Tätern ausgeliefert zu sein. Zunächst verstand ich noch nicht, worauf die Vernehmung hinauslief; keine Anklage, kein Vorwurf erhob sich, nur Fragen wurden gestellt, kurz hintereinander und von verschiedenen Mitgliedern des unsichtbaren Tribunals. Ich antwortete ins Ungewisse, konnte dabei vor Beklommenheit nicht mit sicherer Stimme sprechen, empfand in jedem Augenblick die gespenstische Unwirklichkeit des Vorgangs. Dann verloren die Herren das Interesse an mir, sie redeten miteinander in einem dienstlichen Dialekt, den ich vergeblich zu entschlüsseln suchte. Als plötzlich eine Pause eintrat, bat ich darum, mir den Grund meiner Verhaftung mitzuteilen. «Darüber sprechen wir später», hiess es, und ich wurde abgeführt. In den endlosen nur spärlich beleuchteten Korridoren konnte einem schaudern vor diesem höhlenhaften Gemäuer ringsherum, ausweglos. Nur das Klirren der Schlüssel tröstete ein wenig, es erinnerte daran, dass es Türen gab, die vielleicht sogar zurück ins Freie führten.

Am folgenden Morgen hörte ich in der ersten Frühe auf dem Gang eine Stimme, deren Klang ich zu kennen glaubte... Ich sprang auf, horchte an dem winzigen Loch in der Zellentür, das als Durchguck und zur Verständigung diente, war mir sofort darüber klar, dass es sich um einen Fahrtgenossen aus der Freischar handelte, der in Schleswig wohnte. Kurz darauf wurden andere gebracht, die man in Husum und Rendsburg aus dem Bett geholt hatte, und so kam einer und noch einer; zum Waschen in Gruppen aus den Einzelkäftigen herausgelassen, wie Zootiere, trafen wir uns alle wieder, die wir verbunden waren durch manche Erinnerung an gemeinsame Ferienwochen. Mein Freund geriet erst einen Tag später in die

Hände der allzu eifrigen Staatsdiener. Wir lächelten uns zu, als sich unser Weg von Verhör zu Verhör kreuzte, aber ich wusste so gut wie er, dass jetzt unser Bund, unser wahrscheinlich unerklärbarer Zusammenhalt zerredet werden könnte. Darin bestand für mich allein das Problem im Verkehr mit den verdachtschöpfenden Funktionären. Diese Patrioten, man mochte sie zynisch oder töricht nennen, starteten verblendet ständig auf die falsche Spur, sie witterten Verschwörung, wo nichts weiter zu holen war als die Gewissheit, dass es eben Menschen gab, die sich um die Partei nicht kümmerten, auch ihren Führer nicht als historischen Befreier vom Joch der Demokratie werteten. Wir wussten zu wenig über die Tagespolitik, daher blieben wochenlang anhaltende Stichproben ohne Ergebnis. Widerstand gegen Berliner Einheitspläne bestätigte sich nirgends, zum Vorschein kam allenfalls eine totale Gleichgültigkeit, die aber wiederum auch als Provokation empfunden wurde. Im allgemeinen mochten die Kommissare, die mit gefährlichen ideologischen Gegnern gerechnet hatten, wohl überrascht gewesen sein, Romantiker statt Aufwiegler zu entlarven. Der Ton wurde nach einigen Tagen bereits milder, manche beiläufige Bemerkung deutete darauf hin, dass die Aktion wohl im Sande verlaufen würde. Aber wann? Es kamen Tage ohne Verhör, die Stunden schleppten sich hin, kein Ende war abzusehen. Unheimlich still die Sonntage, ängstigend durch Ereignislosigkeit. Endlich durften wir von zu Hause Bücher, Obst, Schokolade und Wäsche in Empfang nehmen. In dem Paket, das mir der Wärter eines Morgens brachte, fand ich Karl Benno von Mechows Roman «Vorsommer». Ich las Seite für Seite langsam und andächtig, liess mich durchtränken von der Hoffnung, dass es eine andere, schönere Welt noch gab, ohne Uniformen, ohne das öde politische Vokabular; ich liebte diese Ursula, genannt das Bärlein, und erlebte ihre ländlichen Freuden und Traurigkeiten, als seien es meine eigenen. Noch heute besitze ich das Exemplar mit der Notiz «Gelesen in Schutzhaft am 29. September 1935» und

unterhalte seit jener Zeit ganz unliterarisch eine sentimentale Beziehung zu dieser zarten Geschichte.

Was Freiheit ist, ahnt man erst hinter Gittern, wahrhaftig. Ich war allmählich übermüdet, im falschen Augenblick dann verstockt, ohnehin allergisch gegen das niemals korrekte Protokoll, das ich zu unterschreiben mich oft so lange weigerte, bis man die gewünschten Verbesserungen zuliess. Ich wollte fest bleiben, aber die Bewährungsprobe schien alle Zuversicht aufzuzehren. Da nahm die Bedrängnis unversehens ein Ende. Ohne Übergang, ohne sonderlichen Aufwand hiess es: zusammenpacken; sämtliche in Verwahrung genommenen Gegenstände wurden nach der Liste ordentlich zurückgegeben, man hatte zu unterschreiben und durfte gehen. Mein Vater erwartete mich an der Tür, er sah blass aus und sehr ernst. Ohne ein Wort stiegen wir ins Auto und fuhren heim. Ich konnte mir kaum denken, dass erst drei Wochen vergangen sein sollten, seit der schwarze Wagen mich entführte. Mein Zimmer war zum Empfang geschmückt, wir setzten uns zusammen, selig wieder beieinander zu sein. Meine Mutter stand hin und wieder auf, um etwas für mich zu holen, und strich mir im Vorübergehen mit der Hand über das Haar, als wolle sie sich meiner Gegenwart nochmals versichern. Ich erfuhr, dass mein Vater nach seiner Rückkehr juristische Schritte zu unternehmen versucht hatte, einen Untersuchungsrichter für seinen Sohn verlangte, die Zulassung eines Anwalts, nicht zuletzt Aufklärung darüber, was man mir zur Last legte. Überall war er auf steife, neutrale Ablehnung gestossen; ein Justizbeamter der alten Art, dem die Sache wahrscheinlich selbst nicht ganz rechtens vorkam, hatte ihn beiseite genommen und gesagt: «Soviel ich es übersehe, wird nichts dabei herauskommen. Doch gehen Sie jetzt, sonst reden Sie sich noch um Kopf und Kragen.» Nun aber war die Ungewissheit zu Ende. Nachmittags trafen in unserem Haus Väter aus verschiedenen Städten ein, um ihre Söhne abzuholen. Der ganze Tag war wie ein Fest. Und doch hatte

sich das trübe Erlebnis tief eingegraben. Als ich abends in meinem Bett lag, kam mir zum Bewusstsein, wie weltenweit voneinander getrennt Menschen existieren, die zwar nah beieinander wohnen, doch in einer fremden, nie *zu* erlernenden Sprache reden.

Dass die Angst in mir nicht so stark war wie die Abneigung gegen Methoden der Verdächtigung, wie ich sie erfahren hatte, zeigte sich darin, dass ich in der Schule aus meinen Erlebnissen keinen Hehl machte. Der Direktor wusste durch meinen Vater Bescheid, die Klassenkameraden erfuhren jetzt von mir sämtliche Details. Meine Erregung über die Haft kam eine Weile in mir nicht zur Ruhe. Später begann ich zu vergessen. An das freie Leben sich zu gewöhnen, bereitete zunächst keine Schwierigkeiten. Wenn etwas zurückblieb, so nur als zuweilen empfundener Alpdruck die peinigende Vorstellung, etwas beweisen zu müssen, was sich seiner Natur nach nicht schlüssig auf klären lässt; ein dunkles Gefühl, der Willkür ausgesetzt zu sein. Daraus resultierte in der Folge manche Unsicherheit, wenn es galt, sich zu entscheiden. Eine aus unschuldigen Tagen her bewahrte selbstverständliche Freude am Leben hatte sich getrübt, ich begann, den Menschen misstrauisch zu begegnen, erst recht jedem uniformierten Partner.

Die Monate bis zum Abitur verliefen häuslich. Umgang mit Freunden, Theaterbesuche, stille Abende in meinem Zimmer, mir neu geschenkt, Bücher und Briefe wie vordem. Der Prüfungstag brachte eine überaus typische Komplikation. Für alle figürliche Darstellung unbegabt, hatte ich seit Langem im Kunstfach nur Buchbinde- und Klebearbeiten geliefert und immer gute Zensuren geerntet. Jetzt wurde auf einmal und unbegreiflicher Weise verlangt, der Kommission mit einem Oberschulrat an der Spitze seine Fertigkeit im Kreidezeichnen an der Tafel zu beweisen. Ein einziges Motiv traute ich mir zu: hochgetakelte Segelboote beim Wenden um eine Boje. Auf unzähligen Löschblättern hatte ich diesen dramatischen Augenblick einer Regatta festgehalten und zwar immer dann, wenn mir

zur Sache nichts einfiel, weder die passende griechische Vokabel noch der rettende mathematische Lehrsatz. Daher stellte ich mich in die Reihe der Wartenden mit einigem Vertrauen darauf, dass mir diese Urskizze meiner gymnasialen Verlegenheiten wohl etwa repräsentativ gelingen würde. Der vor mir stehende Prüfling schien sich offenbar ähnliche Beschränkungen auferlegen zu müssen, denn voll Schrecken sah ich, dass er mit entschlossenem Strich schnittige Schärenkreuzer entwarf, dazu die obligate Wendemarke und noch einen schwachen Streifen Horizont. Man hörte beifälliges Gemurmel, das ohne solchen Vordermann zweifellos mir gegolten hätte.

Ich trat an die Tafel, wandte mich unschlüssig zum Prüfungstisch um. Da liess sich der aufsichtführende Pädagoge vernehmen: «Zeichnen Sie doch einen SA-Mann!» Eine vermutlich zeitgerechte Aufforderung, die mir allerdings wie Hohn im Ohr klang. Ich bemühte mich, das an der Stirnwand hängende martialisch aufbereitete Porträt Hitlers zu imitieren; ein Kretin entstand, den ich mit jenem Bärtchen unter der Nase ausstattete und dem ich eine Mütze vom tschechischen Typ aufsetzte, unter der man die bekannte Haarsträhne hervorquellen sah. Ein gewiss unbeholfenes Machwerk, das aber ebensogut ironisch verstanden werden konnte. Damit erzielte ich natürlich zweifelhaften Erfolg: einige Lehrer standen im Hintergrund und wussten sich vor Vergnügen kaum zu lassen, während die Obrigkeit in Gestalt der Behördenvertreter mit dem Ausdruck strenger Missbilligung nicht sparte.

Der Arbeitsdienst, in den ich wie alle Angehörigen meines Jahrgangs geschickt wurde, kam mir weniger ungeheuerlich vor, weil ich wohlerworbene Gefängnisstrassen anlegte. Damals gewöhnte ich mir an, das primitive Geltungsbedürfnis kleiner Leute in seinen unterschiedlichen Formen als eigentlich aktuelles Zeitsymptom zu registrieren. In jenem Lager bei Husum, dem ich angehörte, tat sich z.B. ein zum Truppführer avancierter Kolonialwarengelilfe

aus Bremen hervor, der es in zwei Jahren auf nicht weniger als 14 uneheliche Kinder in einem Bezirk von sieben Dörfern gebracht hatte. Und so ging er auch zwischen seinen Untertanen umher: stolzgeschwellt, wie ein rechter Gockel. Später wurde er an der dänischen Grenze verhaftet, weil er zusammen mit dem Verwaltungsführer des Lagers alles im Handel Absetzbare fröhlich unterschlagen hatte. Vielleicht bekamen wir deshalb meistens Hering und zerkochte Kartoffeln zu essen. Und ich hatte den kargen Speisezettel für einen legitimen Bestandteil spartanischer Zuchtmethoden gehalten. Immerhin genossen wir von Herzen das Ende der Kommandierung, während der wir Drainagegräben quer durch das Küstenland gezogen und damit angestammte Zuchthäuslerarbeit geleistet hatten: zusammen mit zwei Kameraden aus Husum, fuhren am Entlassungstag drei Kieler Gymnasiasten, angetan mit ihrem besten Sonntagszivil, im offenen Auto aus dem Lagertor, lässig winkend, eine Szene, von der sie lange vorher geträumt hatten. Damals musste jeder versuchen, das Beste aus den Nötigungen des Staates herauszuholen, zuweilen nicht ganz so grimmig dreinzuschauen oder es einmal mit solchen kleinen Spässen zu probieren.

Doch mir schien der private Charakter des Lebens insgesamt bedroht. Ich fragte mich damals nicht ohne Bangen, ob es fernerhin dem einzelnen überhaupt noch möglich sein würde, sich immer dringlicher gestellten Anforderungen der Partei zu entziehen. Dass ich mich fast über Nacht entschloss, die Laufbahn eines Seeoffiziers zu wählen, dass ich mich darauf einliess, meiner unterdes mehr und mehr literarisch geprägten Existenz sozusagen den Rücken zu kehren, erklärte sich allein aus diesem Zustand innerer Verworrenheit, in dem ich mich seit der Gefängnis-Episode befand. Gottfried Benn hat vom Dienst in der damaligen Wehrmacht als der vornehmsten Form innerer Emigration gesprochen. Obwohl ich mir über den Fluchtcharakter meines Entschlusses kaum völlig klar gewesen bin, habe ich seinerzeit nur geringe Chancen ermittelt für ein von staat-

lichem Zwange halbwegs freies Leben. Ich sah der Zukunft mit einer Beklommenheit entgegen, die man in jenen Tagen nur wenigen Menschen verständlich machen konnte. Es war so, als hätte alles Persönliche fast unerlaubt egozentrischen Beigeschmack angenommen, ein euphorischer Nationalismus schien selbst das Gespräch im engsten Kreis zu infizieren. Ich fand so schnell keine Lösung. Und da ich ohnehin Soldat zu werden hatte, bot die Marine, wie mir schien, einen tragbaren Kompromiss an. Allerdings musste ich bald einsehen, dass ich mich grundlegend getäuscht hatte. Militärische Mentalität entwickelt für einen Menschen, der mit ungeduldiger Neugier einen Weg in die Welt des Geistes sucht, auch dann keine Anziehungskräfte, wenn seemännische Färbung das strenge System ein wenig mildert. Ein stimmungsentscheidender Unterschied besteht im Übrigen darin, ob es sich um eine gesetzlich verordnete, vorübergehende Phase handelt, die geduldig überstanden sein will, oder um einen Lebensberuf mit bedrückenden Perspektiven. Ich hatte meine Kräfte überschätzt. Im Gefolge schwerer Depressionen wurde ich krank und gelangte nach längerem Aufenthalt in verschiedenen Lazaretten wieder zurück in die mir doch wohl angestammte zivile Welt. Was tun? Noch nicht vollends gesund, begann ich probeweise in Kiel Literatur und Kunst zu studieren, fing zu schreiben an, arbeitete auf Zeitungsredaktionen in Itzehoe und Hamburg, zunächst handwerklich, dann in verstärktem Masse mit kritischen Beiträgen. Vor allem die Zeit im kleinen Städtchen Itzehoe liess mich zur Ruhe kommen; ich lernte endlich verstehen, dass eigenes Leben auch in politisch aggressiver Zeit möglich ist, dass es Mädchen gab, die für den Spuk der Kampfpapieren und Volkstänze keinerlei Sinn besaßen, dafür Charme und den ganzen Liebreiz der Jugend. In Hamburg dagegen wurde mir klar, dass die Grossstadt jemanden, der sich im Sinne der Machthaber nicht engagieren möchte, am leichtesten verbirgt. So entschloss ich mich, nach Berlin zu gehen und dort an der Universität das Studium fortzusetzen. Ich

fand schnell Kontakte im Kreis der Kommilitonen und verdankte einem Zufall die für mich überaus ergiebige Verbindung mit der «Deutschen Allgemeinen Zeitung». Einen Artikel zum 60. Geburtstag von Martin Luserke, den ich unter der Überschrift «Der letzte Skalde» eingesandt hatte, bekam ich zwar zurückgeschickt, doch mit einem Brief Paul Fechters, in dem der vermutlich dort vielbenutzte Satz «Sie haben sicher Talent» zu lesen stand. Mir allerdings erschien solche Formulierung durchaus persönlich gemeint, und so stellte ich mich eines Tages selbst bei ihm ein. Fechter gab sich freundlich und verwehrte mir nicht eine gewisse Teilnahme an kulturellen Aufgaben der Redaktion. Den Freikarten für Oper und Schauspiel verdanke ich meine erste gründliche Theatererfahrung. Zum Beispiel sah ich im Haus am Gendarmenmarkt viermal den «Zerbrochenen Krug», Emil Jannings und Aribert Wäscher alternierend als Dorfrichter Adam. Die offiziell nichtexistente Kunst lernte ich an einigen Beispielen kennen, durch Fechter das Werk Barlachs, in einem befreundeten Haus Bilder von Kirchner und Schmidt-Rottluff. Ich versuchte, meine Eindrücke zu Papier zu bringen; Fechter nahm das Manuskript, sagte nichts weiter dazu als nur: «Ja, so muss man eben erst einmal anfangen!» Mein Ehrgeiz, als Kritiker tätig zu sein, führte dazu, dass ich auf Empfehlung noch im Frühjahr 1939 einem Lehrgang der sogenannten Reichspresseschule in Dahlem zugeteilt wurde. Damals konnte jemand, der das 30. Lebensjahr noch nicht erreicht hatte, lediglich auf diesem Weg in den Besitz der notwendigen Lizenzen gelangen. Die acht Wochen in der Ruhlandallee waren nicht vertan; ich beschränkte mich thematisch auf Kunst, Schauspiel und Literatur, benutzte im Übrigen die sich während dieser Zeit häufenden kritischen Aufträge zu Stilübungen, die mir Anerkennung und am Ende die erstrebte Zulassung einbrachten. Unser Leben dort verlief studentisch locker, es wurde bemerkenswert frei diskutiert, und da auch mehrere ansehnliche junge Damen von der Partie waren, ergab sich manche spannungs-

voll wechselnde Kombination. Die Politik trat, zumindest für die Kunstenthusiasten unter uns, in den Hintergrund.

Dass der Krieg auf uns zuschlich wie ein lauerndes Untier, blieb in jenem Sommer wohl keinem zweifelhaft. Und gleichwohl verlebten wir viele Stunden ohne Gedanken an drohendes Unheil. Mir wurde ein Papier der Wehrbehörde zugestellt, das mich der «Küstenverteidigung (Land)» zuteilte; ich hatte mich abzumelden, sobald ich Berlin verlassen wollte. Für die Ferien ging ich nach Worpsswede, das ich von früheren Besuchen bei Manfred Hausmann auf dem Weyerberg schon kannte. Man lebte dort im Künstlerdorf so unverstellt, als sei man unter sich. Ich beschäftigte mich mit Bildern und Briefen von Paula Becker-Modersohn, besuchte den alten Otto Modersohn, ihren Mann, den die Malerin einst zärtlich «meinen Rotbart» genannt hatte, fand mich häufig bei Clara Westhoff-Rilke in Fischerhude zur Teestunde ein. Lange Abendgespräche in wechselndem Kreis reihten sich aneinander, wir alle fühlten uns wie unter einem Stern, tief beunruhigt durch das Grollen, mit dem sich in der Ferne unser Verhängnis ankündigte. Nach einem späten Gang durch die Niederung, der mir Glanz und Farbenrauch über dem Teufelsmoor wie zum friedlichen Abschied noch einmal verschwenderisch darbot, fand ich den Gestellungsbefehl vor: am 24. August 1939; ich hatte mich sofort in Rendsburg zu melden. Jetzt begriff ich, was es mit dem Vermerk der Küstenverteidigung auf sich hatte: die Marine stellte um bestimmte Schutzobjekte Flakregimenter auf; unsere Abteilung hatte die Werftanlagen in Kiel abzuschirmen. Das bedeutete für die nächsten Jahre (was damals noch niemand wusste) vor allem ländliche Existenz und patriarchalische Lebensformen. Als ich zum ersten Kursus für angehende Reserveoffiziere geschickt werden sollte, bat ich meinen Vorgesetzten, von einer solchen Kommandierung abzusehen, da ich nach dem Ende der Kämpfe (noch sprach man nur vom «besonderen Einsatz») möglichst bald wieder auf die Universität zurückkehren wollte.

Der lebenserfahrene Mann sah mich väterlich an und sagte: «Es wird lang dauern, glauben Sie mir das. Schaffen Sie sich Aufgaben, lassen Sie sich nicht durch das ewige Warten zermürben!» Da ich am ersten Tag einer Scheinwerfergruppe zugeteilt worden war, erhielt ich meine gesamte Fachausbildung nur im Zusammenhang mit diesem unblutigen Instrument. Verbrachte viele Monate auf Flakschulen und regionalen Lehrgängen, residierte dann weit abgesetzt von den Städten als Leutnant, bis ich 1942 im holsteinischen Binnenland die erste eigene Batterie übernahm, auf einer Höhe zwischen Wäldern und Seen gelegen. Nicht zu fassen, dass für mich jetzt wieder die Zeit des Lesens begann, der langen Abende, nahezu ungestörter Umgang mit den guten Geistern der Kunst und Literatur und Philosophie; dass es einen Winter gab, der mich dazu verleitete, Platons «Pythagoras» aus dem Griechischen zu übersetzen; dass ich anfang, Dialektformen der plattdeutschen Sprache aufzuspüren und dergleichen mehr an Mussefreuden zu geniessen – mitten in einem Krieg, der sich mit nachgerade mathematischer Progression zur Katastrophe entwickelte. Der Umgang mit meinen Soldaten warf menschliche, nicht militärische Probleme auf, ich lernte sie alle auf das Genaueste kennen, die Familienväter und liebevoll besorgten Söhne, die pfiffigen Grossstädter und die treuherzigen Hinterwäldler. Das Bewusstsein, über Zeit in Fülle verfügen zu können, gab diesen gemeinsamen Monaten eine Ausgeglichenheit, wie ich sie später nie wieder erlebt habe.

Als die Luftangriffe härtere Form annahmen, stand ich in Kiel Nacht für Nacht auf einem hölzernen Dachreiter, 30 Meter hoch, und hatte über den Sprechfunk die Orientierungswerte abzustimmen. Ich blieb für ein mit zerstörerischen Bildern angefülltes Jahr in der oft brennenden, allmählich zerberstenden Stadt. Unsere Verluste nahmen schliesslich überhand, so kam im Frühjahr 1944 der Befehl, nach Rendsburg zu verlegen. Dort blieben wir bis zum Ende, von dem wir alle einen neuen Anfang sehnlich erwarteten. Mit dieser zerrissenen Epoche unserer Geschichte endete zugleich ein

wesentlicher Abschnitt des eigenen, unwiederholbaren Lebens; in die Erinnerung an all die glücklichen und ergiebigen Stunden mischten sich böse Träume, auch Gedanken voll Trauer um manche Freunde, die nicht wiederkehrten, unter ihnen mein jüngster Bruder. Erst allmählich wandten sich die Gedanken den künftigen Tagen zu.

Meine Kieler Zeit hatte ich dazu benutzen können, gastweise zwei Kriegsesemester an der Universität zu hören. Jetzt bot das Studium willkommene Gelegenheit, an einem vertieften, vielleicht sich erneuernden geistigen Dasein teilzunehmen. Die Generation der aus dem Krieg heimkommenden Studenten hat ja mit wahrer Leidenschaft nach Werten gesucht, die Bedeutung erlangen könnten für eine heile Welt. Darum werden jene historisch beschatteten, dabei von Hoffnung durchregten, erkenntnishungrigen Jahre nach 1945 mit ihrer intensiven Atmosphäre des Lehrens und Lernens, mit der lebensvoll bereicherten akademischen Diskussion allen, die am spontanen Aufbruch teilhatten, unvergesslich bleiben. Das bürgerliche Streben lag noch ausserhalb der Erwägungen. Uns allen war so zumute, als müssten wir erst Fuss fassen in einer Welt, deren abendländische Kultur es nach einem entbehnungsreichen Jahrzehnt wieder zu erfahren galt. In unseren abgetragenen Monturen strömten wir begeistert in die Hörsäle, wir debattierten in ungeheizten Zimmern oft bis in den Morgen, ohne müde zu werden. Manche Frage, die mir bisher als Problem erschienen war, klärte sich jetzt ganz unbemüht. Zum Beispiel hatte ich mich in Kriegswintern damit beschäftigt, die Kunst abzugrenzen gegen die seinerzeit praktizierte heroische Stilisierung, hatte versucht, «Prinzipien einer reinen Ästhetik» zu formulieren, nicht ahnend, dass ich geöffnete Türen einrannte: nur uns waren sie verschlossen geblieben. Unsere aktuelle Kenntnis wies grosse Lücken auf, den Ausgleich mussten schöpferische Werte der Vergangenheit schaffen. Ich hatte auch Gedichte geschrieben, romantische, dem Gefühl zugetane Stro-

phen, entstanden im Kontrast zum kriegerischen Idealismus. Vielleicht hätte ich in weniger aufgewühlten Tagen diese Verse als private Äusserungen nicht aus der Schublade genommen, doch jetzt trug jeder zur Festigung des Zusammenhalts bei, was er vermochte; in meinem Fall: Skizzen zu einem Kanon der Kunst, die sicher von andächtiger Betrachtung mehr als von gründlicher Kenntnis zeugten, und eben Gedichte. Ihr lyrischer Klang, ihre meditative Thematik gefielen offenbar den jungen Zuhörern, die ja selbst noch längst nicht wieder auf der Höhe der Zeit waren. Solche Bekanntgabe im kleinen Zirkel hatte zur Folge, dass ein angesehenener Braunschweiger Verlag mit mir Verbindung aufnahm und zwei jener kleinen Bändchen herausgab, wie sie damals zu Hunderten auf den Markt kamen. Die innere Selbstbefreiung vollzog sich in Deutschland rührenderweise zum guten Teil auf dem Umweg über die Lyrik.

Während ich mit meiner Dissertation beschäftigt war, die zwei Dichter, August Graf v. Platen und Stefan George, behandelte und den Versuch einer ästhetischen Analogie unternehmen sollte, brachte die Währungsreform einen mir bisher unbekanntem Mangel an Mitteln für den Lebensunterhalt. Als Aussenlektor meines Verlages verdiente ich sodann das erste Geld in harter Mark, kurz darauf siedelte ich in die Stadt Heinrichs des Löwen über. Der Erfolg eigener Schritte ermutigte mich, hier mit meiner Familie sesshaft zu werden. Eine halbfertige Doktorarbeit unter dem Arm, zog ich in die einstige Weifenresidenz ein, doch es kostete erhebliche Mühe, die Niederschrift zu vollenden und endlich im Dezember 1951 jenen Geistestitel zu erwerben, der, wie man sagt, «im Gedränge schützt». Ich strebte daraufhin irgendeiner dem aktuellen Kunstleben verbundenen Aufgabe zu, die ich bald als Leiter einer Feuilletonredaktion und damit als Kunst- und Theaterkritiker fand. Wer jemals in solcher Stadt kritisch tätig war, deren kulturelles Zünglein zwischen Provinz und Grossstadt ständig schwankt, wird die Versuchung begreifen, Hand anzulegen und mitzuhelfen, das oft spät-

zündende Verständnis zu beschleunigen. Mir bot sich in Braunschweig dankbares Arbeitsfeld. Eine Zeitschrift entstand, zu überaus reger Vortragstätigkeit kamen publizistische Aufträge und mehrere Veröffentlichungen. Es handelte sich immer darum, Massstäbe zu setzen, auf Niveau zu halten, Resonanz zu erzeugen. Ohne Geduld kommt man auf diesem manchmal dornigen Weg allerdings nicht weiter, eine gewisse prinzipielle Rückständigkeit des Publikums verlangt vom Kritiker Beharrungsvermögen, aber auch Verständnis; er wiederum gewinnt neue Einsichten dadurch, dass er gezwungen wird, Gegenargumente ernst zu nehmen. An dem Prozess des Gebens und Nehmens sind ebenfalls die Künstler beteiligt, Maler und Bildhauer ebenso wie Autoren und Schauspieler. Direkter Kontakt inspiriert oft mehr als alles ästhetische Debattieren.

Man gehört indessen nicht bloss seinem Beruf, man gehört sich selbst, gleich wo man lebt. Und andererseits: eine Stadt gewinnt doppelt vertrautes Gesicht, wenn erst die eigenen Kinder in ihr aufwachsen. So erging es meiner Frau und mir mit Braunschweig. Unsere Tochter aber und unsere beiden Söhne werden vermutlich einst an diese Jahre zurückdenken wie wir an ferne Tage der Jugend. Ein verklärtes Erinnerungsbild bewahrt dann vielleicht etwas von dem, was jetzt unsere Gegenwart ausmacht, unsere geistige Existenz, unser erfülltes Leben.

Hans Kasper

1916 • Der Kaiser gab zwei Orden

«... was Du von M.s hinterlassenem Reichtum schreibst, freut mich riesig. Freilich erfüllt diese posthume Lebendigkeit mit doppeltem Weh über den Weggang dieses Menschen; aber der jähe Weggang durch eine feindliche, fast möchte man sagen: befreundete Kugel – denn es war eine französische – scheint mir nicht ungereimter als der Tod von M.s Frau oder irgendein anderes ‚natürliches‘ Unglück. Auch der Krieg ist naturhaft; es ist nicht haltbar, wie Du es immer tust, den Krieg gänzlich ausserhalb des natürlichen Geschehens zu stellen. Die Massensuggestion, die er zweifellos darstellt, ist naturbedingt, so gut wie die Tsetsefliege oder ein Pestbazillus. Mein Blick hat sich längst ganz vom Krieg abgewendet. Mein Wesen sucht allerdings nicht, die Indifferenz von Klee und Campendonk zu gewinnen, sondern ist nur ein für allemal belehrt, geheilt und zurückgeschleudert von den Peripherien früherer Interessiertheit ins alte verlassene Zentrum der reinen Funktion...»

Franz Marc schreibt diesen Brief – M. ist sein gefallener Freund August Macke – wenige Tage, bevor er selbst im Westen fällt. Gustav Hochstetter dichtet etwa zur selben Zeit in der «Woche»:

Sie fliegen durch's Gewölke
Und steigen himmeln,
der eine, der heisst Bölcke,
der andere Immelmann.

Wenn die den Feind eräugen
In hoher, lustiger Wacht,
Wird seinen Kampf-Flugzeugen
Flugs der Garaus gemacht.

So Sturm und Kugel trutzend,
Zwang dieses Leutnantspaar
Dem Feind ein Flugzeugdutzend
Herab – und mehr sogar!

Und als bekannt geworden,
Was kühn dies Paar erstritt,
Der Kaiser gab zwei Orden,
Zwei Stück Pour le Mérite.

Nun wird durch Kaisers Gnaden
Ein guter Zweck erreicht:
Mit solcher Fracht beladen
Fliegt sich's noch mal so leicht!

Geschrieben beides im Jahr 1916. Vorsicht trotzdem mit raschem Lob und amüsiertem Tadel. 50 Jahre sind ein gefährlicher Abstand für die menschliche Erinnerung. Zu kurz, als dass nicht noch Gefühle der einen oder anderen Art die Sicht verstellen, zu weit, als dass der Verstand jedes Gramm Wirklichkeit eruieren könnte. Gewiss, die Wirkungen jener Jahre sind gelebt. Kennen wir uns deshalb zuverlässig in den Ursachen aus? Die Belege sind vollzählig. Sind sie ganz zu entziffern? Die Luft ist fort. Wir werden uns bescheiden müssen, zu suchen.

3. Januar

Die Deutsche Verlustliste Nr. 845 ist erschienen. Sie enthält die Preussische Verlustliste Nr. 418, die Marineverlustliste Nr. 61, die Sächsische Verlustliste Nr. 241. Sämtliche bisher erschienenen

Verlustlisten liegen öffentlich aus, wochentags von 9-6, sonntags von 9-8.

5. 1.

Im Artois gelang es dem Gegner, einen von den Unsrigen besetzten alten Trichter mit einer Mine zu sprengen und den neuen Trichter einzunehmen. Ein Artillerievolltreffer vernichtete den feindlichen Besatzungstrupp. Der Trichter ist wieder in unserer Hand. Er liegt unter heftigem Beschuss.

7. 1.

Unsere Bauern sind an der Front, heisst es in der französischen «Bataille», und also liegen die Felder brach. Das ist die Agrarkrise. Lebensmittel müssen eingeführt werden, aber der Transportraum ist knapp. Das ist die Transportkrise. Schiffe und Wagen müssten gebaut werden, aber die Industrie muss Munition herstellen. Das ist die Industriekrise. Also müssten wir auf unseren Feldern mehr anbauen, um unsere Leute ernähren zu können. Aber unsere Bauern sind an der Front.

12. 1.

Petersburg meldet gestern, dass die Russen vier Tagesmärsche vor Kowel stehen. Das ist die Wahrheit. Aber es ist seit Monaten die Wahrheit, so wie die Engländer seit einem Jahr vier Tagesmärsche vor Brüssel stehen und wir Deutschen, genau wie vor einem Jahr, vier Tagesmärsche vor Paris. Es ist also eine von diesen russischen Wahrheiten.

18. 1.

Beim diesjährigen Kaiser-Geburtstags-Schiessen der Berliner Schützenvereine werden erstmals als Preise keine Silber- oder Goldgegenstände verliehen, sondern Lebensmittel der verschiedensten Art; Butter und Fette allerdings sind von der Ehrenverteilung ausgeschlossen.

20. 1.

In Berlin erscheint in diesem Monat der erste «Spartakusbrief», her-

ausgegeben von Karl Liebknecht, eine radikalsozialistische Publikation.

Max Scheier, der katholische Philosoph, dessen Werk «Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik» in diesem Jahr veröffentlicht wird, schreibt in der Frankfurter Zeitung über die Nationalidee der grossen Nationen: Hat Deutschland eine den Franzosen und Engländern analoge Missionsidee? Sicher nicht in so ausgeprägter Form wie diese Nationen. Völlig fremd ist uns die gallische Hegemonialidee. Dies schon darum, weil Deutschland nicht an die Gleichheit und Rationalisierbarkeit der Nationen glaubt, sondern die Nationen nach ihrer je besonderen Fassung selig sein lassen will. Noch ferner ist uns die Opferlammdiee der Russen und der orthodoxe Drang, in einen anderen zu verschweben. Dazu ist Deutschland zu wahrhaftig, zu schlicht. Es nennt Macht Macht, Nutzen Nutzen. Allerdings: an eine Gleichwertigkeit der Nationen glauben wir nicht. Weder im Sinne Englands, das sich als der geborene Herr bei dieser Gleichheit von vornherein ausschliesst, noch im Sinne Frankreichs, das sich zwar selbst einschliesst, aber gleichwohl den einzigartigen Ruhm für sich in Anspruch nimmt, diese Gleichheit zuerst gelehrt zu haben und fernerhin zu lehren, und damit das Prinzip der Gleichheit schon leugnet. Wir Deutschen glauben ganz ernsthaft, dass auch die Nationen wie die Individuen sowohl verschiedenen individuellen Wesens sind als auch verschiedenwertig. Und demgemäss glauben wir auch, dass Nationen nur nach ihrem Wert an organisations- und kulturbildender Geisteskraft Freiheit und Herrschaft in der Welt beanspruchen und verdienen können. Wir glauben nur, dass Gleichen Gleiches, Gleichwertigen Gleichwertiges zugehört – nicht allen das Gleiche. Das ist unser Gerechtigkeitsbegriff im Unterschiede zum Demokratismus der gallischen Gleichmacherei und im Unterschiede zu der englischen Erwählungs-idee, nach der Gerechtigkeit immer erst bei den ‚anderen‘

beginnt. Den Richter Spruch aber über diese Verschiedenartigkeit der Nationen, also auch über den Wert der eigenen Nation, überlassen wir der lebendigen Geschichte selbst.

29. 1.

Gas ist eine fürchterliche Waffe. Merkwürdigerweise künden die Vögel an der Front meist den Angriff an. Häufig riecht der Mensch die Gasdämpfe noch nicht, da verlassen die schlafenden Vögel schon die Zweige, auf denen sie sassen, fliegen unruhig hin und her und piepen ängstlich. So haben die Soldaten, von der Natur gewarnt, Zeit, ihre Massregeln zu treffen.

2. *Februar*

Die Mongolen haben die Chinesische Mauer überschritten. – In Saigon scheint ein neuer Putsch bevorzustehen. – In Nordafrika haben die Mauren spanische Stellungen angegriffen. – In Dänisch-Westindien sind Unruhen ausgebrochen. – Die Wirren in Santo Domingo halten an.

7. 2.

Thomas Edison, der berühmte amerikanische Erfinder, hat als wesentliche Voraussetzung für eine Teilnahme Amerikas am Kriege die Konstruktion einer Maschine zum Ausheben von Schützengräben bezeichnet.

9. 2.

Der Kölnische Zweigverein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins veranstaltete einen gutbesuchten Vortragsabend, an dem Herr Prof. Dr. A. Tesch «Vom Sieg unserer Muttersprache im Weltkrieg» sprach. Die fachkundigen Ausführungen fanden herzliche Anteilnahme.

10. 2.

Eindeutschen – schreibt Karl Kraus in der «Fackel» – das ist die Tätigkeit jener in der Aussenwelt unbeliebten Leute, die nach erfolgter Ablehnung den heroischen Entschluss gefasst haben, «sich auf sich selbst zu besinnen», wie man jetzt sagt, sich also gewisser-

massen freiwillig in ein inneres Konzentrationslager zu verfügen und von einer Walhalla mit Exportabteilung zu träumen.

11. 2.

Julien Benda, der bekannte französische Philosoph und Schriftsteller, schreibt im ‚Mercure de France‘ an eine hitzige Feindin der deutschen Sprache:

«Sie haben ganz recht, Madame, fortan sollte niemand mehr Deutsch lernen. Ich weiss zwar, dass kürzlich, als ich mich mit den Reformen des Marius zu beschäftigen hatte, fast alle einschlägigen Bücher über dieses Thema deutsch geschrieben waren, und dass das gleiche fast in allen Fragen historischer und literarischer Gelehrsamkeit der Fall ist, namentlich auch in bezug auf die französische Literatur des Mittelalters. Was tut’s? Man wird eben diese Fragen nicht mehr behandeln, oder abwarten, bis wir französische Werke darüber besitzen.»

12. 2.

Wie aus Paris gemeldet wird, steigt die Seine täglich mehr. Die Überschwemmung der meisten Pariser Häfen schafft einen fühlbaren Ausfall der Zufuhr für die französische Hauptstadt. So sehr eine solche Nachricht in Friedenszeiten unser Mitgefühl erwecken würde, muss zur Zeit offen ausgesprochen werden, dass dieser Naturvorgang der Sache unseres Gegners äusserst schädlich ist.

18. 2.

Der Brotmangel, der sich in Berlin seit einigen Tagen bemerkbar macht, begründet sich keineswegs, wie zu erfahren ist, in einem Mangel an Mehl, sondern in der Verknappung der Kartoffeln, die zur Zeit dem Brot beigemengt werden müssen.

20. 2.

Fünf Meter tief sind manche Abschnitte der italienischen Gebirgsfront eingeschnitten. Lawinen, durch gezielten Artilleriebeschuss ausgelöst, stürzen zu Tal. So hat der Soldat an dieser Front zwei Feinde: den Gegner und den Schnee.

21, 2,

Die britische Regierung hat verfügt, dass die Fuchsjagd als eine wichtige traditionelle Einrichtung auch im Kriege aufrechterhalten werden soll. Die Angestellten der Reiterklubs werden vom Heeresdienst befreit.

23. 2.

Der «Brenner», ein literarisches Jahrbuch, ist erschienen. Von den Dichtern der Gegenwart sind nur zwei aufgenommen. Georg Trakl und Rainer Maria Rilke. Trakls Gedichte sind in Verse aufgelöste Gobelins, dunkel gefärbte Gegenstände ohne Leidenschaft. Trakl hatte ein tiefes, schönes Gefühl für die Schuld der Menschen, ein Gefühl, das er dennoch nicht liebte. Wortlos litt er an diesem Seelenzwist. Er starb im Garnisonhospital zu Krakau an einer Veronalvergiftung, die ihn mehr zierte als der Schlachtentod. Rilkes Verse im «Brenner» sind fließend und dünn und wie alles, was er zuletzt geschaffen hat, launisch und lässig gestaltet. Man muss es aussprechen, Rilke sollte sich nicht in die Unverständlichkeit seiner Gedanken verlieben.

Sonst wird es mühsam, zu begreifen, was nicht immer lohnt, erforscht zu werden.

24, 2.

Wo spielen zur Zeit unsere Prominenten? Tilla Durieux als Kleopatra im Berliner Königlichen Schauspielhaus, am Deutschen Theater Eduard von Winterstein im «Nürnbergisch Ei», Paul Wegener als Franz Moor, Hermine Körner und Maria Fein als Königin Elisabeth und Maria Stuart, Carl Ebert als Veit Werner in Dülbergs «Karinta von Orrelanden» in Frankfurt am Main, Harry Walden in Schnitzlers «Komödie der Worte» im Wiener Hofburgtheater, Maria Ivogün im «Barbier von Sevilla» im Königlichen Opernhaus zu Berlin, Lina Carstens in «Max der Weltbürger» im Leipziger Schauspielhaus, Albert Bassermann in Sudermanns Tragikomödie «Die gutgeschnittene Ecke» im Berliner Lessing-Theater.

28. 2.

Gegen die im bayerischen Volksleben tief eingewurzelte Sitte des Leichentrunkes hat das Münchener Generalkommando eine Kundgebung erlassen und gefordert, diesen Brauch in Kriegszeiten zu unterlassen. Die bayerische Öffentlichkeit reagiert gereizt. Vor allem wird darauf hingewiesen, dass es auf dem Lande sich kaum jemand leisten könne, im Entscheidungsfalle des Geizes geziehen zu werden.

1. März

Ausstellung der «Freien Sezession» in Berlin. «Der Krieg frisst die Kunst auf. Sollte keiner von denen, die in Berlin ‚enttäuscht‘ waren, daran gedacht haben? Natürlich ist es schwer, sich für diese Ausstellung, wie sie nun einmal ist, einzusetzen. Sie ist ein Kunterbunt und gibt einen Nachgeschmack wie Fleischbrühe mit Backobst. Aber da ist plötzlich ein Lehmbruck, für den ich tausend Zungen haben möchte, um seine Lauterkeit zu rühmen. Da steht irgendwo ein Barlach, vielleicht diesmal nicht alles im Holz, was an Leben im Material sein mochte, aber es ist ein Barlach. Und wie edel bestätigt sich Hofer in seinen ‚Frauen am Meer‘, etwas kommt da auf uns zu, Tragödie in der Luft, trotzdem fast heiter. Dann Kirchner, sein Bild milde als ‚Strassenszene‘ bezeichnet, ein tolles Bild, gar kein Bild, eine Equilibristik des Geistes. Heckel, Pechstein, Liebermann, Purmann – was will man denn noch inmitten dieser scheusslichen Zeit? Was für eine komische Verzweiflung darüber, dass es ausser diesen Männern auch die vielen anderen gibt, die Leinwand bemalen und Holz verarbeiten.»

2. 3.

Der greise Auguste Rodin hat sich mit grossem Freimut über den Verfall der modernen Kunst ausgesprochen: «Als ob Freiheit die Kunst inspirieren könnte! Sie hat die Kunst getötet. Mit der Freiheit sind die herrlichen Stile der alten Zeit dahingegangen, und wir haben bisher nur schlechte Wieder-

holungen fertiggebracht. Mit der Revolution wurde die Kunst ein Krämer, und an diesem Wechsel ist sie gestorben.»

4. 3.

Auf den blutigen Schneefeldern der Höhen von Douaumont – berichtet eine Schweizer Zeitung – stirbt in diesen Wochen die Elite der französischen und deutschen Bataillone. In manchen Gräben stehen die Toten, dicht an dicht gedrängt, Feind und Freund zusammen, weil nicht mehr Platz bleibt zu fallen.

7. 3.

Der französische Korporal Cullus, Kriegsgefangener in der Nähe von Würzburg, der vom bayerischen Kriegsministerium Heimaturlaub erhalten hatte, um seinen sterbenden Vater in Frankreich zu besuchen, ist nach Würzburg zurückgekehrt.

14. 3.

Nach einer Meldung aus Genf hat Alexander Moissi, der berühmte Berliner Schauspieler, der als Fliegerleutnant in französische Gefangenschaft geraten ist, einen Fluchtversuch unternommen. Er sprang aus einem fahrenden Zug. Völlig entkräftet soll er nach einiger Zeit an der französisch-spanischen Grenze wieder aufgebracht worden sein. Moissi wird wahrscheinlich seines schlechten Gesundheitszustandes wegen im Austausch in die neutrale Schweiz gebracht werden, woselbst er als Internierter verbleibt.

15. 3.

Die Deutsche Verlustliste Nr. 906 ist erschienen. Sie enthält: die Preussische Verlustliste Nr. 479, die Bayerische Verlustliste Nr. 254, die Sächsische Verlustliste Nr. 262, die Württembergische Verlustliste Nr. 355.

16. 3.

Unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung fand in Wien das Leichenbegängnis der Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach statt.

18. 3.

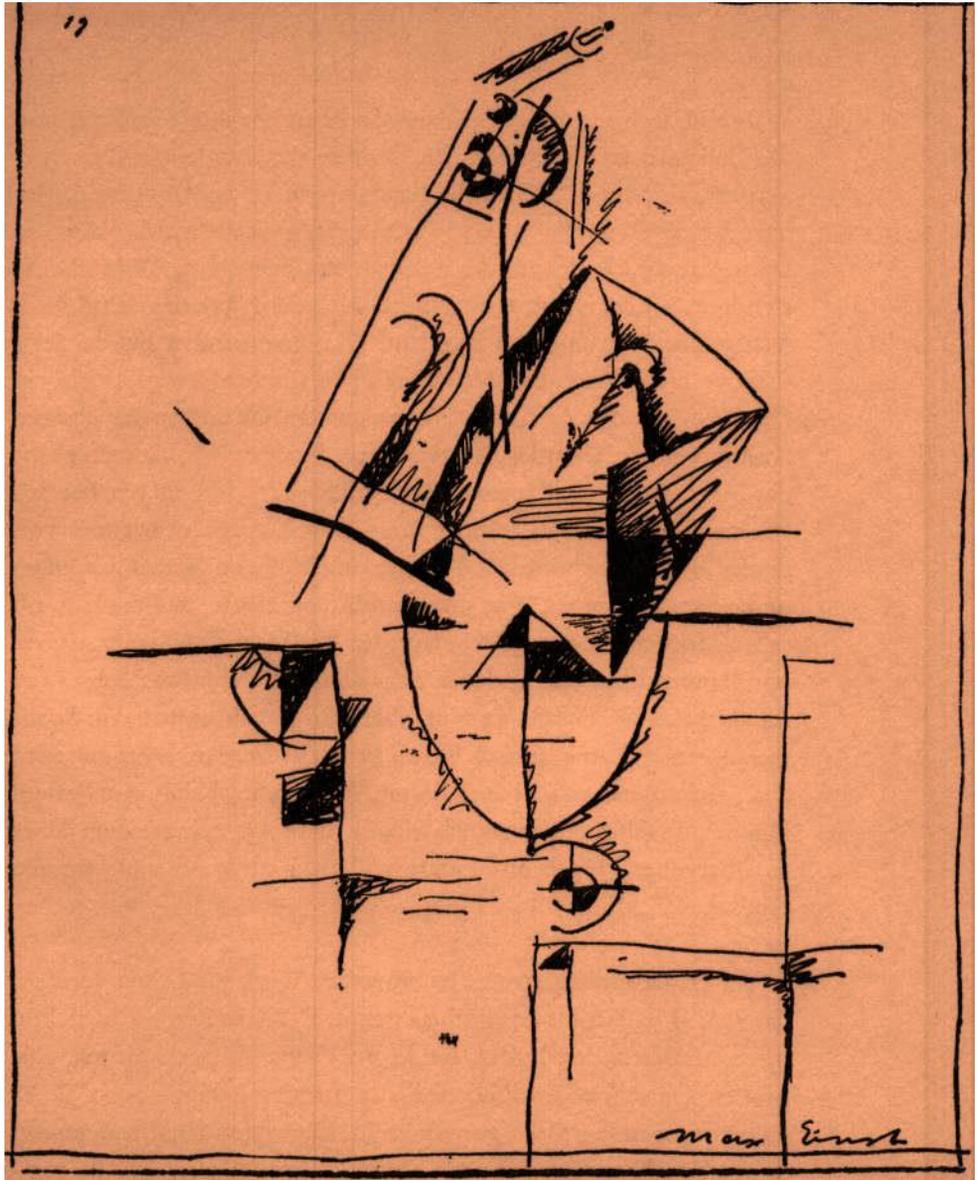
Der zurückgetretene Grossadmiral von Tirpitz, Schöpfer der deut-

Bei den Futuristen

(Bildnara von D. Goltscenlon)



„Den Releg' hochst er böe Bild? Kna, gar njo schlimm is er do net!“



Max Ernst: Zeichnung (1916)

schen Marine, erhielt aus Düsseldorf ein Treuetelegramm des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute.

19. 3.

Während Serbien im Sterben lag – so lesen wir in einem Brief von der Balkanfront – wurde in den Dörfern des Landes die Trommel getührt, als Sammelruf für die Knaben von 15 und 16 Jahren. Ein letztes Aufgebot von 30'000 Kindern. So viele jedenfalls waren es beim Ausmarsch, der auf der Rückzugsstrasse begann. Die anderen, richtigen Soldaten hatten, so eilig sie auch der Niederlage entflohen, wenigstens Führung und Proviant. Die Knaben aber hatten nicht Offizier noch Brot. An der albanischen Grenze erwartete sie ein Gendarm, der den Arm nach Westen ausstreckte und zu der riesigen Kolonne sagte: Geht immer geradeaus, in einem Monat werdet ihr das Meer finden, und dort werden Schiffe sein. Und die Knaben zogen nach Westen. Die Ränder ihres Weges waren gezeichnet von denen, die in Erschöpfung, Hunger und Kälte zu Boden gesunken und gestorben waren. Wer sich abends niederlegte, wusste nicht, ob er am Morgen wieder aufstehen werde. Die Knaben lebten von Gras und Baumrinde. Nach vielen Wochen am Ziele wurden noch 15'000 Kinder, also die Hälfte, gezählt, aber nur 9'000 konnten von Schiffen aufgenommen und nach Korfu gebracht werden. Dort gab man den Schwächsten unter ihnen Betten. Aber sie starben in den Betten. Die Schiffe fahren jetzt täglich hinaus, die toten Kinder dem Meer zu übergeben. Denn am Lande will man nicht so viele fremde Gräber.

20. 3.

In der französischen Armee ist ein neues Werk ins Leben gerufen, das sich «Les Jardins des Poilus» nennt. Die Soldaten sollen sich in ihren Mussestunden hinter der Front kleine Gärten anlegen. Die grossen Gartenbaugesellschaften des Landes haben 10'000 Säcke Gemüsesamen zur Verfügung gestellt. Die ersten Erfahrungen mit dieser freiwilligen Beschäftigung in den Kampfpausen des Schützengrabenkrieges sind, wie verlautet, nicht

schlecht, jedoch mussten die französischen Soldaten nicht selten von ihren Offizieren dafür gerügt werden, dass sie statt Spinat Rosen, statt Zwiebeln Tulpen und so fortgepflanzt haben.

22. 3.

In der Nähe von Rom ist eine antike Statue ungeklärter Herkunft ausgegraben worden. Sie ist von grosser Schönheit, und man hat ihr sogleich den Namen Viktoria gegeben. Der Statue fehlen Kopf und Arme.

25. 3.

General Pétain, Oberkommandierender der französischen Truppen vor Verdun, hat gestern Abend befohlen, dass ab sofort jeder Kommandeur, der einen Rückzugbefehl erlässt, vor das Kriegsgericht gestellt wird. Pétain, von dem es heisst, er kenne das Wort Kompromiss nicht, scheint der Schwäche seiner Armee nur noch mit drakonischen Mitteln begegnen zu können.

26. 3.

Auf Rasputin, den Berater des Zaren und Vertrauten der Zarin, soll erneut ein Attentat verübt worden sein. Zu verwundern wäre es nicht. Ein geistreicher Franzose hat einmal gesagt: In Russland herrscht und wird immer herrschen eine durch Meuchelmord gemilderte Tyrannei.

27. 3.

Seit im Dezember vorigen Jahres der linke Flügel der Sozialdemokraten die neuen Kriegskredite verweigerte, schwelt in der Partei eine Krise. Sie ist jetzt offen zum Ausbruch gekommen. Die Reichstagsfraktion der Partei hat den Vorsitzenden der Partei, Haase, aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Mit der ihm folgenden Minderheit von 20 Abgeordneten glaubt Haase dennoch, wie er jetzt versicherte, die Mehrheit in der Partei zu vertreten, während die verbliebenen 90 sozialdemokratischen Abgeordneten ihre fraktionelle Mehrheit ebenfalls, wie sie verlauten liessen, in der Gesamt-

partei vertreten wissen. Das Parteiorgan «Vorwärts» erklärt zu den Vorgängen, dass es an eine Spaltung der Partei nicht zu glauben vermag.

28. 3.

Generalfeldmarschall von Mackensen wurde vom Sultan empfangen. Auf die allerhöchste Belobigung für seine grossen militärischen Erfolge erwiderte Mackensen schlicht: «Mein Teil ist gering. Der grösste Dank gebührt unserm Herrgott für *seine* Leistung.»

29. 3.

Leitartikel der Frankfurter Zeitung: «... die Mathematik beherrscht die Stunde. Ist es Mathematik? Oder nicht vielmehr eine Rage de nombre? Alles wird blindwütig in Zahlen gemessen. Gefallene, Verwundete, Gefechte, Kilometer, Rationen. Vorsicht bei solcher Philosophie der Stunde! Wittgenstein hat seiner Logarithmentafel das glänzende Wort vorangestellt: In nichts zeigt sich der Mangel an mathematischem Sinn so deutlich wie an einer masslosen Schärfe beim Zahlenrechnen.»

3, April

«Was die Unzulänglichkeit des derzeitigen Geschichtsbetriebes angeht, so ist es anerkennenswert, dass man sich von offizieller Seite darum kümmern will, den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit im Schulunterricht mehr Platz einzuräumen als bisher. Aber wie immer in solchen Fällen hat sich sofort ein neues Hindernis aufgetan. Begeisterte Vaterlandsfreunde haben nämlich gefordert, die Geschichtsschreibung und die historische Lehre sollten sich auf das eigene Volk beschränken und die anderen Völker, wenn überhaupt, nur am Rande erwähnen. Dies aber bedeutet, sich selbst fälschlicherweise zum Zentrum zu machen, und also statt einen klaren Blick zu bewahren, sich das Auge zu trüben. Wie ja wohl jeglicher Versuch, eben Erlebtes schon endgültig im Sinn erraten und in der Bedeutung festlegen zu wollen, viele subjektive Irrtümer enthalten muss. Zeitgeschichte lehren heisst zwei gänzlich verschiedene Vorgänge miteinander zu verflechten,

denn Zeit ist Gegenwart, aber Gegenwart noch nicht Geschichte. Übrigens ist der Übereifer, das aktuelle Geschehen richtend mit einzubeziehen, so alt wie die Geschichte selbst, tritt immer in unsicheren Epochen ein und gehört in seinen Ergebnissen selten zu den Glanztaten menschlicher Einsichtnahme.»

4. 4.

Eine deutsche Zeitung: «Die Grande Nation trat mit einem jährlichen Defizit von 800 Millionen Franken in den Krieg ein. Diese gewaltige Schuldensumme bezeugt wohl eindeutig, wie die unhaltbar gewordenen Verhältnisse Frankreich zum Losschlagen zwangen.» Eine französische Zeitung: «Der deutschen Handels- und Bankwelt drohte 1914 infolge massloser Spekulation und unsolider Geschäftsgebarung der Zusammenbruch. Um der Katastrophe zu entgehen, mussten die Deutschen einfach den Krieg beginnen.»

11. 4.

Zur ersten Sendung deutscher 15-Zentimeter-Haubitzen in die neutrale Schweiz, die in diesen Tagen von Verdun, der grössten Materialschlacht der Geschichte, vonstatten geht, schreibt man in London: «Das ist wahrhaft eiserne Propaganda, die sich die Deutschen da von ihren Geschützmäulern absparen.»

12. 4.

Die amerikanische Dupont-Pulverfabrik zahlte für das Vorjahr eine Dividende von 200%.

15. 4.

In seltsam verwüstender Weise hat der Krieg in das Leben der belgischen Königsfamilie eingegriffen. Völlig auseinandergesprengt stehen ihre Glieder in den verschiedensten Kriegslagern. Die Königin Elisabeth, eine bayerische Fürstentochter und Nichte des Kaisers Franz Joseph, hat vor den Deutschen von Haus und Hof müssen. Ihr einziger noch lebender Bruder, der Herzog Sigfried in Bayern, kämpft im Lager der Feinde Belgiens. Von den beiden Schwestern des Königs Albert ist die eine, Prinzessin Josephine, mit dem in preussischen Militärdiensten stehenden Prinzen Karl Anton von

Hohenzollern-Sigmaringen verheiratet. Die andere, Prinzessin Henriette, ist die Gemahlin des Prinzen Emanuel von Orléans, Herzogs von Vendôme. Dieser ist zwar ebenfalls ein Neffe des Kaisers von Österreich und diente also vor dem Krieg in einem österreichischen Dragonerregiment, das er aber bei Kriegsausbruch verliess, um nach Frankreich zu gehen. Als Mitglied des Hauses Bourbon darf er aber dort nicht dienen. Der belgische König Albert selbst hat bisher weder auf seine deutschen, noch seine österreichischen Orden verzichtet.

14. 4.

Zu dem Besuch des Kölner Kardinals von Hartmann bei den deutschen Soldaten in Belgien verlautete aus Köln, dass die Reise die Billigung des Papstes gehabt habe. Wie die italienische Presse später dazu mitteilte, habe der Papst der Reise des deutschen Kardinals in das grausam okkupierte Belgien durchaus ferngestanden. Wie der Vatikan jetzt erklärt, seien Kardinal Hartmanns Bemühungen in Belgien ebenso ehrenwert wie freiwillig gewesen.

16. 4,

Der Ausbruch einer inneren Krisis in Russland wird in einem Bericht aus Bukarest als unvermeidlich bezeichnet. Die Frage einer möglichen Revolution bilde das Tagesgespräch in Moskau. Das politische Paradox sei, dass Regierung und reaktionäre Hofkreise der revolutionären Bewegung durchaus wohlwollend gegenüberständen, da sie in ihr einen willkommenen Vorwand für den Abschluss eines Sonderfriedens mit den Mittelmächten erblickten. Während danach also die russischen Konservativen den Krieg beenden wollten, richte die Presse der Linken scharfe Angriffe gegen sie und werfe ihnen Mangel an Patriotismus vor. Die reaktionären Politiker wollten nicht die Grösse Russlands, sondern persönliche Bereicherung und Karriere. Nur deshalb forderten sie den Kriegsschluss und ständen schon seit Langem unter geheimem Einfluss von Berlin.

16. 4.

Die Deutsche Verlustliste Nr. 939 ist erschienen. Sie enthält die Preussische Verlustliste Nr. 506, die Bayerische Verlustliste Nr. 260, die Marineverlustliste Nr. 70, die Sächsische Verlustliste Nr. 272. 20. 4.

Wenn bisher immer noch – so erklärte der Präsident der deutschen Bühnengenossenschaft anlässlich ihrer Jahrestagung – in manchen Teilen des Volkes mit einer gewissen Geringschätzung auf den Schauspieler herabgesehen würde, so müsse ein Wort aus kaiserlichem Munde: «Ja, ja, die Schauspieler sind sehr tapfer, sie schlagen sich, wie ich gehört habe, ausgezeichnet!» alle Angehörigen des deutschen Theaters mit besonderem Stolz und grosser Freude erfüllen.

23. 4.

Zum 300. Todestag William Shakespeares. «Hat Heinrich Heine schon die englische Herkunft dieses grossen Mannes als Ironie des Schicksals empfunden, so spüren wir diese inmitten des Krieges nun noch verschärfter. Das Genie ist freier Weltbesitz, und wer solchen Geist am treuesten erwirbt, wird sich schliesslich nicht nur Sachwalter, sondern auch eigentlicher Erbe nennen dürfen.»

24. 4.

Als Inhaber einer Damenschneiderei darf ich mich zu dem mit «Ein feldgrauer Offizier» gezeichneten Leserbrief und seiner Kritik an der neuen Mode des weiten Rockes äussern: Mein ausgedehnter Kundenkreis bringt mich mit sehr vielen Damen in Verbindung, die durchaus im Sinne des Herrn Einsenders unter den Begriff der «stillen deutschen Heldinnen» fallen, ohne deshalb Röcke von vorgestern zu tragen. Ausserdem wird dem Herrn Einsender vielleicht erinnerlich sein, dass gerade der enge Rock, als er seinerzeit in Mode kam, stark angefeindet wurde. Dieses musste man sogar hiezulande als manchmal berechtigt gelten lassen, wenn die nicht immer klassischen Körperformen sich durch die anliegende Mode allzu be-

tont hervortaten. Was die derzeitigen Kriegsverhältnisse und also Sparmassnahmen anlangt, ist zu sagen, dass eine bedürftige kinderreiche Familie weit mehr Nutzen von einem abgelegten Rock hat, wenn er weit ist. Insofern der Herr Einsender aber das Problem vom nationalen Standpunkt aus behandelt, darf ich als Fachmann darauf hinweisen, dass die derzeitigen Entwürfe keineswegs gallisch «kreiert», sondern von deutschen Künstlern entworfen worden sind, und die Weite des Rockes also im engsten Sinne vaterländischen Ursprungs ist.

27. 4.

Sir Roger Casement, der irische Freiheitsführer, ist in die Hände der Engländer gefallen. Es heisst, dass man ihm den Prozess machen wird.

28. 4.

Paul Wegener sprach über den Zukunftsfilm. Das Kino ist gut, sagte er, aber die Filme sind schlecht. Man will möglichst viel Meter verkaufen. Das ist nicht der Weg zum guten Film. Der Film darf vor allem nicht versuchen, das Theater zu kopieren. Vielmehr muss die Photographie ihre eigenen Gesetze entwickeln, der Film aus dem Film entstehen. Man kann eine optische Lyrik, optische Symphonien schaffen. Um ein Beispiel zu erwähnen: Auf der weissen Leinwand erscheinen am unteren Rand weisse Lilien. Flammen brechen aus den Kelchen und verzehren die Blumen. Der Rauch ballt sich zu Wolken zusammen, aus denen wie grosse Tränen Tropfen fallen. Diese bilden wogende Wasser, in denen man merkwürdige Pflanzen und Tiere erblickt.

29. 4.

Charlie Chaplin hat eine Filmsatire auf «Carmen» geschaffen.

30. 4.

Laut Mitteilung des Kriegsministeriums ist vorgesorgt, dass die Herbst- und Wintermode eine andere Richtung einschlägt.

2. Mai

Die bayerischen Löwen sind stark im Kampfe, aber schwach im Briefeschreiben. So hat der Hiasl Niedermaier vom Mossacher Oberhof die bis-

herige Chronik des grossen Weltkrieges in vier Postkarten zusammenfasst, die pietätvoll in der Mossacher Stube unter Glas hängen. Der Hiasl, vom ersten Tage an dabei, schrieb aus Belgien: «Mir geht's guat, s'ist ziemli warm.» Aus den Argonnen: «Mir geht's guat, nass is.» Aus Russland: «Mir geht's guat, a Ohr- waschel fehlt, elende Bazi, die Russen.» Aus Serbien: «Mir geht's guat. Die Serben san alle, von uns gibt's noch a paar.»

4. 5.

Schier unübersehbar ist die Zahl der Soldatenlieder geworden, die der Krieg bis jetzt ausgelöst hat. Überall regt sich die Volksseele, sei es im Liede des unbekanntenen Landsturmmannes, sei es in den Vertonungen unserer Grossen in der Musik wie Richard Strauss bis hinauf zu den Fürsten wie dem Grossherzog von Hessen, dem Prinzen Joachim Albrecht von Preussen und Ludwig Ferdinand von Bayern.

7. 5.

Eine Deutsche Arbeiterpartei wird sich, wie verlautet, dieser Tage in Wien konstituieren. Ihre Gründer sehen im Staat den mächtigsten Schützer nationaler Eigenart. Alle Klassen- und Cliqueninteressen, alle ausserstaatlichen Einflüsse will die Partei rücksichtslos bekämpfen. Nicht, was die Deutschen trenne, sondern was sie einige, sei das Programm der Deutschen Arbeiterpartei.

10. 5.

Der Sohn von Albert Dreyfus, Leutnant Peter Dreyfus, ist wegen Tapferkeit vor Verdun im französischen Heeresbericht belobigt worden.

12. 5.

Der Reichstag hat heute dem Abgeordneten Liebknecht den Schutz der Immunität versagt. Das gegen ihn eingeleitete Verfahren wegen Landesverrat wird nunmehr durchgeführt werden.

13. 5.

Ein schweizerischer Armeebefehl ordnet die Grusspflicht gegen fremde

kriegsgefangene Offiziere an, die im Kampf um ihr Vaterland wund und waffenlos geworden sind.

15. 5.

An der Bahre Max Regers, des grossen deutschen Tonsetzers, der in dieser Woche starb, wollen wir uns erinnern, dass er es war, der der «göttlichen Isadora Duncan» seinerzeit die Larve vom Gesicht riss. Er bezeichnete sie als «künstlerische Hochstaplerin». Reger meinte dies bestimmt nicht politisch, aber wie recht er dennoch mit seinem flammenden Protest gehabt hat, zeigt sich erst heute, da dieselbe Duncan, deren Ruhmeswiege in Deutschland stand, tanzend zu Athen die Griechen zum Kriege gegen uns aufzuputschen sucht.

16. 5.

Nun ist auch Anna Pawlowa, die berühmte russische Primaballerina, den Verlockungen des Films erlegen. In London wurde ihr erster Film «Die Stumme von Portici» uraufgeführt. Die Rolle der armen Fenella soll ihr Gelegenheit zu reicher Mimik und eine Gage von 200'000 Mark eingebracht haben.

17. 5.

Dr. Ludwig Ganghofer besang vor einem begeisterten Publikum die sieghaften Erntetage im Osten zur grünenden Maienzeit. Kriegsernte, ergreifende Schlachtenschilderungen. So ernst und tief der Vortrag, den wiederzugeben hier nicht Raum ist, so köstlich war der Schluss, bei dem der Dichter die launige Frage aufwarf, was wohl feindliche Kriegschronisten heute ihren Landsleuten zu erzählen hätten: Der Brite etwa vom gefallenem Antwerpen? Der Franzose von dem besetzten Heimatboden? Der Russe vom weiten Kurland, wo jetzt deutscher Geist walte? Der Italiener gar von der Lawine der Fliehenden?

Schallende Heiterkeit weckten diese humorvollen Vergleiche, die den deutschen Ruhm an allen Fronten hell erstrahlen liessen und eine feine Antwort an alle diejenigen gaben, die heutzutage fatalistisch meinen, «die anderen hätten schliesslich auch ihre Siege».

23. 5.

Bei Paul Cassirer wurde gestern die Sammlung Julius Stern versteigert. Die Auktion war ausserordentlich stark besucht. Die Angebote waren nach Kurzem verwegen. Cézannes «Tulpen» steigen auf 40'000 Mark, das Zehnfache vom ursprünglichen Preis des Bildes. Die «Tänzerinnen» von Degas gehen für 27'000 Mark nach Stockholm. Ein Picasso für 15'000 nach Kopenhagen. Ein Liebermann wird auf 41'000 hinaufgetrieben. Ein Hafengebäude von Monet erzielt 35'000, eine Bronze von Maillol 3'000. Renoirs «Badende» 26'300, van Goghs «Garten in Arles» 24'000, Gauguins «Landschaft» 15'000, Rodins «Kuss» 38'000, Bonnard's «Rennbahn» 5'000. Ein «Seine-Ufer» von Sisley 135'000, Slevogts «Trabrennen» 7'800. Auch Radierungen von Munch machten Preise, die alle Erwartungen übertrafen.

26. 5.

Die Deutsche Verlustliste Nr. 991 ist erschienen. Sie enthält die Preussische Verlustliste Nr. 5 39, die Bayerische Verlustliste Nr. 269, die Sächsische Verlustliste Nr. 285, die Württembergische Verlustliste Nr. 389.

29. 5.

Sem ist für den Franzosen, was Wilhelm Busch für den Deutschen ist. Mit seinem Stift stellt er den Menschen. Sem war kürzlich in Verdun, «eingeladen an der Front sozusagen, und wie immer, wo ich hinkomme, lachen die Leute. Ob das diesmal an meinem Stahlhelm liegt? Sonst trage ich nämlich einen Hut. Ein schreckliches, unaufhörliches Donnern lässt Luft und Regen erzittern, als wir ankommen. Ich ziehe den Stahlhelm über beide Ohren. Links und rechts Steinhäufen, die einmal Häuser waren. Aus den Fensterhöhlen flattern Gardinen, wie toll geworden. Sie winden sich in verzweifelt bittenden Gebärden. Ich werde unter meinem blauen Helm rot vor Scham. Kein Zweifel, mein Auftritt ist verpatzt. Ich spiele den durchnässten Pudel, riskiere ein mein, dieses Wettere Der General heisst mich willkommen.

‚Die Hotels der Stadt kann ich Ihnen nicht empfehlen‘. Dieser Mann hat mehr Humor als ich, und ich lebe davon. Die Mauern der Zitadelle, in die wir eintreten, vermitteln ein unbeschreibliches Gefühl irdischer Geborgenheit für einen wie mich, dem der Himmel voll deutscher Granaten hängt. Es gibt Momente, in denen man seine Phantasie verflucht. ‚Das Essen ist noch nicht fertig‘, sagt der General, ‚sehen wir uns eben noch das Schlachtfeld an‘. Ob das wirklich so unumgänglich nötig ist? Nach allem, was man so hört? Es gefällt mir sehr gut in der Zitadelle. Draussen regnet es auch so. Aber ein Offizier nutzt die Zeit. Wie sollen wir sonst auch siegen? Die Deutschen, hört man, sind ziemlich tüchtig. Und ich bin eingeladen. Also muss ich meinen Besuch erleiden. Im Auto über Felder und Hügel. Auf einem, der nicht ordentlicher ist als all die anderen, sagt der General: ‚Da, das Schlachtfeld von Verdun‘. Ich sehe es. Instinktiv, wie in der Kirche, entblöße ich mein Haupt.›

1. Juni

Die Deutsche Verlustliste Nr. 1011 ist erschienen.

3. 6.

In Glückwunschschaften haben der Deutsche Kaiser dem deutschen Vizeadmiral Scheer zu seinem Seesieg vor dem Skagerrak und der englische König dem englischen Admiral Jellicoe zu seinem Seesieg von Jütland ihre Anerkennung ausgesprochen. Wie bereits gemeldet, sind die deutsche und die englische Flotte in der Nordsee aufeinandergetroffen.

6. 6.

Der Krieg bringt immer wieder, auch im naturwissenschaftlichen Bereich, wertvolle Beobachtungen zutage. So konnte jetzt festgestellt werden, dass die Stare an der Front das Zischen der Gewehrkugeln nachahmen.

Da der Vogel die vorbeisausenden Geschosse ja nicht sieht, bleibt er im Übrigen gleichsam unerschrocken auf seinem Aste sitzen.

14. 6.

Die Fleischversorgungsstelle der Stadt Breslau hat 500 Krähen auf dem Markt verkaufen lassen. Der Vorrat ging schnell zu Ende.

15. 6.

Die russische Woche hat jetzt vier fleischlose Tage.

16. 6.

Ein Überlebender des torpedierten englischen Panzerkreuzers «Hampshire», der Lord Kitchener, den britischen Kriegsminister und berühmten General, nach Russland bringen sollte, berichtet, dass er Kitchener an Deck des tödlich getroffenen Schiffes in ruhiger Unterhaltung mit zwei Offizieren gesehen habe. Den eingeleiteten Rettungsversuchen habe der Lord mit Interesse zugesehen, auf Zurufe aber, sich in eines der Boote zu begeben, keine Antwort gegeben. – In London fanden die Trauerfeierlichkeiten für den englischen Feldherrn statt.

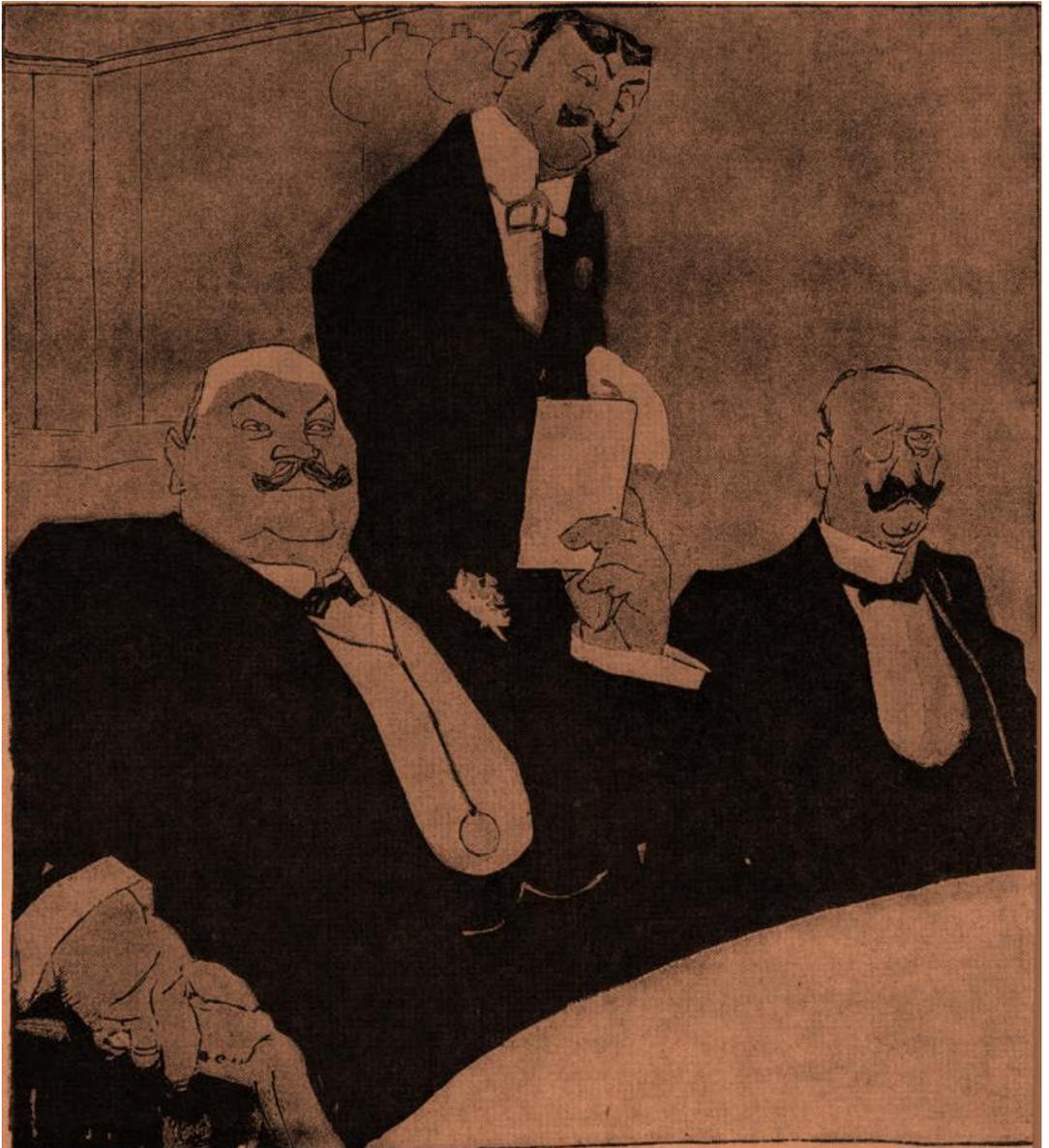
20. 6.

Die Marineverlustliste Nr. 80 ist erschienen.

21. 6.

Die gähnende Langeweile der blossen Nationalinteressen und die Erbärmlichkeit des nationalen Horizonts hat Professor Friedrich Wilhelm Förster in einem aufsehenerregenden Artikel angegriffen. Den jungen Leuten, schreibt er, würden Fichtes Reden an die deutsche Nation empfohlen. Ob denn niemand den Mut besitze, auszusprechen, was für ein erstaunlich leeres, breites, phrasenhaftes Gerede sie darstellten. Es gelte, die junge Generation gründlich von der Bezauberung eines sentimentalisierten Deutschtums zu heilen, das mit falscher Romantik die Seelen der älteren Generation umspinne. – Die philosophische Fakultät der Universität München, der Professor Förster angehört, hat ihm ihre tiefste Missbilligung ausgesprochen. Studenten bereiteten dem Professor eine Sympathiekundgebung. Wie man erfährt, wird Professor Förster für den kommenden Winter einen Studienurlaub für die Schweiz erhalten.

Zeichnung von E. Thöny



„Brot, Fleisch, Butter, Mehl — alles muß man sich zuteilen lassen! Da kriegt man ja einen netten Vorgeschnau vom sozialistischen Zukunftsstaat!“

24. 6.

Der Flieger Oberleutnant und Pour-le-Mérite-Träger Immelmann ist am 18. Juni gefallen.

29. 6.

Gestern hat es den ersten massierten Bombenangriff aus der Luft auf eine unbefestigte Stadt gegeben. Karlsruhe war das unglückliche Ziel. Bomben fielen in ein Zirkuszelt, in dem gerade eine Kindervorstellung gegeben wurde. Die Eltern der Kinder versuchten, die zerfetzte Stätte zu stürmen. Kadetten, nur wenig ältere Brüder der Toten, die zur Absperrung eingesetzt waren, mussten die Väter und Mütter mit Gewalt zurücktreiben. Grossherzogin Luise fuhr noch während des Angriffes mit ihrer Tochter, der Königin von Schweden, im offenen Wagen durch die Stadt und suchte zu trösten.

30. 6.

Seine Majestät der Kaiser hat kürzlich im Grossen Hauptquartier eine Ansprache an die versammelten Feldgeistlichen gehalten. Darin heisst es u.a.: «Der Weltkrieg scheidet die Spreu vom Weizen. Sie, meine Herren, haben die Aufgabe, daran zu arbeiten, dass das deutsche Volk lernt, sich auf sich selbst zu besinnen, dass die Menschen das, was ihnen jetzt durch Kopf und Herz gegangen ist, in die Zukunft mitnehmen. Wir brauchen praktisches Christentum, die Exemplifizierung auf die Persönlichkeit des Herrn... Meine Herren, wie fesselnd und fabelhaft vielseitig ist diese Persönlichkeit! Man muss sich nur gründlich mit ihr beschäftigen.»

1. Juli

Seife ist knapp. Da sei – vom fachmännischen Einsender – allen Herren, die sich selbst rasieren, empfohlen, den Gebrauch der Bartseife ganz zu unterlassen. Es genügt völlig, das Gesicht mit Wasser so lange zu befeuchten, wie man es sonst einseift. Tatsächlich wird das Messer keineswegs mehr abgenutzt, als es sonst der Fall ist.

2. 7.

In hessischen Landen fiel kürzlich auf, dass zahlreiche Bauern beim sonn-

täglichen Stadtbesuch den altväterlichen Zylinder wieder zu Ehren und Gebrauch brachten. Es fiel aber auch auf, dass keiner der Angströhrenträger, so leutselig er von Bekannten begrüsst wurde, seinen schwarzen Hut, wie es ja die Höflichkeit geboten hätte, lüftete. Da machte sich das amtlich vorgeschriebene und uniformierte Misstrauen in Gestalt des Ortsgendarmen daran, die vorübergehenden Landbesucher durch Handanlegen an die Mütze zu grüssen. Dies nun war eine militärische Ehrenbezeugung, die hierzulande nicht so schnell einer zu erwidern vergisst. Und siehe da: Mit einer für einen Seidenfilz ungewöhnlichen Wucht kollerte dieser, gelüftet, zur Erde nieder. Mit ihm und aus ihm fünf würzig duftende Butterpakete, die in diesem schweren Kriegsjahr, jeder weiss es, der Kontrolle unterliegen. Hessens Zylinder ruhen wieder in den alten Schränken.

4. 7.

Aus England wird die Schliessung von zwanzig Strafanstalten gemeldet, ein Vorgang, der sich aus vielen kriegführenden Staaten ähnlich vermehren lässt, da die Einziehung der gesamten männlichen Bevölkerung naturgemäss die Kriminalität stark absinken lässt.

7. 7.

Anzeige im New York Herald: «Schlachtfeld zu verkaufen, 10 Hektar, von deutschen und englischen Schützengräben durchzogen, nördlich des Bois des Foureaux. Man wende sich an Grardel, 10 Rue St. Louis, Amiens.»

10. 7.

In einem der wenigen noch deutschfreundlichen Blätter Amerikas heisst es, heute gebe man dem deutschen Militaristen an allem schuld; wenn auch nicht an allem, so sei er tatsächlich an vielem schuld. Zum Beispiel seien es die Deutschen Mühlenberg, Schlatter, Herkimer und Baron Ottendorf gewesen, die mit ihren Waffen für die amerikanische Unabhängigkeit gekämpft und gesiegt hätten. Auch der Freiherr von Steuben sei wohl mit

schuld, dass Amerika sich befreit habe. Im grossen Bürgerkriege hätten die Deutschen unter Bernstein, Siegel, Schütter, Salomon, Heinzelmann, Rosenkranz, Schurz, Osterhaus, Sternvehr, Wagner und vielen anderen gekämpft und sich also schuldig gemacht, die amerikanische Republik zu retten. 400'000 Männer deutscher Abstammung seien Soldaten in der Unions-Armee gewesen, fast eine halbe Million Schuldige an der Freiheit.

19. 7.

Die New Yorker Presse kündigt für den heutigen Tag die Abfahrt des Untersee-Handelsschiffes «Deutschland» an. Vor der Chesapeake-Bucht liegen englische Kreuzer. Das Unternehmen der Deutschen, unbewaffnet den Gegner zu untertauchen, ist eine Sache auf Leben und Tod. Die amerikanische Öffentlichkeit kann sich eine gewisse Sympathie mit den Deutschen nicht versagen, wenn es sich auch vielleicht mehr um eine Sympathie aus sportlichen Gründen handelt.

20. 7.

Die Deutsche Verlustliste Nr. 1051 ist erschienen.

24. 7.

Der Mörder von Jaurès, Villain, hat um Freilassung an die Front ersucht. Sein Begehren wurde vom Gericht abgelehnt.

27. 7.

G. B. Shaw äussert sich zu der in diesen Tagen in den englischen Blättern heiss diskutierten Frage, ob das über Sir Roger Casement ausgesprochene Todesurteil vollstreckt werden soll. Shaw verwarft sich zunächst dagegen, als Ire aus Gefühlsgründen für den Iren Casement einzutreten. Dieser habe sein Leben als Spion aufs Spiel gesetzt und es verwirkt. Man solle das Urteil also vollziehen, wenn es sich bei ruhiger Überlegung als vernünftig darstellt. «Ich will sogar so weit gehen», meint Shaw, «zuzugeben, dass sehr viel dafür spricht, alle öffentlich hervortretenden Männer nach vollendetem

52. Lebensjahr aufzuhängen, obgleich auch ich dann schon vor acht Jahren hätte daran glauben müssen. Wäre eine solche Bestimmung in ganz Europa in Kraft, stünde es sicher besser um die Welt. – Was die Treuepflicht Casements gegenüber England betrifft, hat er sich dazu klar ausgesprochen. Er sagte, dass fünf Jahrhunderte Türkenherrschaft auch nach britischer Meinung keinem Serben das Recht genommen haben, für seine Freiheit zu kämpfen. Dieselbe Spanne britischer Herrschaft könne also auch keinem Iren das Recht nehmen, das gleiche zu versuchen. – Casement, sagt man, habe die Hand geschlagen, die ihn genährt. Dazu darf ich in eigener Sache sprechen. Ich bin von Deutschland viele Jahre hindurch als Theaterschriftsteller beschäftigt worden und habe dort viele tausend Pfund Sterling für meine Dienste bekommen. Ich war dort anerkannt, während die englischen Theater sich mir verächtlich verschlossen. Ist es deswegen meine Pflicht, für Deutschland zu kämpfen? Oder bin ich undankbar zu nennen, weil ich meinen – unzweifelhaft in Deutschland erworbenen – internationalen Ruf dazu benutzt habe, um mich als erster gegen Deutschland auszusprechen? Ich kann das nicht zugeben. Ich habe mich geweigert, das allgemeine Spiel mitzumachen und die Deutschen mit Schmutz zu bewerfen, und ich habe nichts gegen sie gesagt, was ich nicht schon gesagt habe, als viele unserer glühendsten Patrioten dem deutschen Kaiser in London Festbeleuchtungen veranstalteten. – Übrigens wird ein hingerichteter Casement in Irland als Nationalheld betrachtet werden, ein lebender Casement wahrscheinlich aber als Spion. Aus diesem Grunde mag es wohl sein, dass Casement sich meinem Versuche, seine Kanonisierung zu verhindern, stark widersetzen würde. Aber Irland hat, meine ich, schon genug Helden und Märtyrer, so wie England sich genügend unüberlegte Temperamentsausbrüche in seiner Geschichte geleistet hat.»

5. August

Der König von Sachsen erhielt nachstehendes Allerhöchstes Handschrei-

ben: «Durchlauchtigster, Grossmächtigster Fürst, freundlich lieber Vetter und Bruder. Eure Majestät sind mit der Sächsischen Armee als deren erhabener Chef von Jugend an fest verbunden. Eurer Majestät deshalb einen neuen Beweis meiner tief empfundenen Dankbarkeit hierfür *zu geben*, ist heute mein besonderer Wunsch. Ich glaube, demselben nicht besser Ausdruck geben *zu* können, als dass ich Eurer Majestät vielgeliebten Sohn, den Kronprinzen Georg von Sachsen, Königliche Hoheit, zum Chef des Garde-Schützen-Bataillons ernenne. Mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung und wahrer Freundschaft verbleibe ich Eurer Majestät freundwilliger Vetter und Bruder, Wilhelm I. R. Grosses Hauptquartier, den 1. August 1916.»

4. 8.

Die ausserordentlichen Zerstörungen in der Stadt Verdun haben Spuren aus keltisch-römischer Zeit zutage gebracht, die in archäologischer Hinsicht höchst interessant sind.

6. 8.

Die Deutsche Verlustliste Nr. 1086 ist erschienen.

7. 8.

Der 23jährige Italiener Alois Gentili hat als österreichischer Soldat bei einem Gefecht nahe Arsiero seinen eigenen Vater, der zu Beginn des Krieges in die italienische Armee entkommen war, gefangengenommen. Seinem Fahneneid getreu hat der Sohn den Vater nicht entlaufen lassen.

8. 8.

Die dänische Presse meldet, dass russische Truppen in den von ihnen besetzten Gebieten am Schwarzen Meer schrecklich gehaust haben. Sie trieben die Frauen in den Moscheen zusammen, um an ihnen nicht wiederzugebende Handlungen zu begehen.

9. 8.

Der kommende Winterspielplan 1916/17 des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg sieht u.a. folgende Erstaufführungen vor: «Die Stimme» von

Hermann Bahr, «Rausch» von August Strindberg, «Der einsame Weg» von Arthur Schnitzler, «Die Troerinnen des Euripides» von Franz Werfel, «Die Jungfern vom Bischofsberg» von Gerhart Hauptmann, «Der verlorene Sohn» von Emil Ludwig, «Logik des Herzens» von Franz Blei.

9. 8.

Kriminalkommissar Alexander Nasse, einer der bekanntesten Beamten des Berliner Polizeipräsidiums, ist gefallen. Er klärte seinerzeit den Fall des Hauptmanns von Köpenick auf.

10. 8.

In diesen Tagen, in denen sich der Beginn des Krieges zum zweiten Male ge­jährt hat, erinnert die Wiener «Fackel» an einen Brief, den Hermann Bahr in jenen Augusttagen an Hugo von Hofmannsthal geschrieben hat. Darin heisst es: «Ich weiss nur, dass Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiss, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein grösseres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: Es gilt, dabei zu sein. Und wollen dafür sorgen, dass wir hinfort immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs, und Minnesang und Meistersang, Herr Walter von der Vogelweide und Hans Sachs, Eckhart und Tauler, Mystik und Barock, Klopstock und Herder, Goethe und Schiller, Kant und Fichte, Beethoven und Wagner wären dann erfüllt. Und das hat unserem armen Geschlecht der grosse Gott beschert! – Nun müsst ihr aber doch bald in Warschau sein. ... Es geht euch ja so gut, und es muss einem ja doch auch schrecklich viel einfallen, nicht?» Aber Briefe werden nicht nur in Germanien verfasst. Auch das alte Rom hat seine Enkel. Zum Kriegseintritt Italiens schrieb im Vorjahr Gabriele d'Annunzio an Maurice Barrés nach Paris: «Mein teuerster Bruder. Ich lese Ihre grossen Worte in derselben Stunde, da die Kriegserklärung durch das

fiebernde Rom dröhnt. Die Marseillaise umtönt die Trajanssäule. Das Blau und das Grün unserer Fahnen ergibt im sinkenden Abend eine Farbe. Ich weiss, dass der gleiche Wind durch unsere Triumphbogen und durch die Euren streicht. Wir hatten zwei Vaterländer, und heute Abend haben wir nur eines: Es reicht von Flandern bis zum Sizilischen Meer. Die Poesie macht unserer Kriegsfreundschaft dies tatsächliche und märchenhafte Geschenk. Fidem signemus sanguine – mit Blut wollen wir unsere Treue besiegeln. Vôte frère G. d’A.»

12. 8.

Bei einem französischen Kriegsgefangenen an der Somme wurde der Tagesbefehl seines Divisionskommandeurs gefunden. «Soldaten! Ich weiss, dass ihr mich verfluchen werdet. Ich bitte Euch trotzdem, dass ihr den Feind nochmals angreift. Ich habe keine anderen Truppen an eurer statt.»

13. 8.

Die schottische St. Andrews University hat ein Preisausschreiben an die Menschen in aller Welt gerichtet. Es geht um ein «Essay über das Gebet». Die Arbeit soll die wirkliche Möglichkeit, Gott anzurufen, manifestieren.

15. 8.

Amtliche Stellen empfehlen neuerdings Moos als Verbandstoff. Es sauge besser auf als Watte. Es könne sterilisiert oder aber auch, in Gazepäckchen gefüllt, unsterilisiert gebraucht werden.

16. 8.

Der Religionsphilosoph und Begründer der Anthroposophie Rudolf Steiner hat sein Werk «Vom Menschenrätsel» veröffentlicht. – Der bekannte Musiktheoretiker und Komponist Ferruccio Busoni hat den «Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst» geschrieben.

18. 8.

Unter dem Namen «Hémerothèque» (Hemera, griechisch: die Stunde) wird in der Pariser Nationalbibliothek ein Zeitungsarchiv geschaffen, das die

Veröffentlichungen der Kriegspresse, einschliesslich der «blancs», also der von der Zensur gestrichenen, unbedruckten Stellen, enthalten soll. Das wäre für alle im Kriege befindlichen Staaten ein interessanter und erwägenswerter Gedanke, etwa entsprechend dem Satze des grossen Aphoristikers Lichtenberg, der einmal gesagt hat, ihn interessierte am Manuskript eines Schriftstellers fast mehr, was dieser gestrichen habe, als das, was er habe stehen lassen. Vielleicht werden auch die jetzigen Zeiten später mehr über sich mit dem aussagen, was sie glaubten verschweigen zu müssen, als mit dem, was auszusprechen ihnen ungefährlich genug schien. Zusätzlich wird das Problem der Zensur überhaupt mit diesem Experiment angesprochen. Denn so wenig man im Notfalle der militärischen Zensur alle Berechtigung absprechen kann, so sehr neigt sie naturgemäss dazu, ihre speziellen Kompetenzen zu überschreiten. Allein die Aufbewahrung des Gestrichenen aber, so scheint uns, könnte schon eine gewisse Kontrolle derjenigen, die zensurierend kontrollieren, bedeuten, indem sie der Nachwelt gegenüber offenlegen müssten, wie weit sie sich in die Bereiche der Lächerlichkeit haben verlocken lassen.

20. 8.

Das Bajonett hat im russischen Heeresbericht seinen Ehrenplatz. Kein Tag, an dem in den vergangenen Monaten, wenn auch sonst nichts geschehen war, nicht wenigstens ein russischer Unteroffizier eine türkische Patrouille «aufgespiesst» oder sonst einen stichfesten Sieg erbracht hätte. Bald richtete sich die russische Volkswaffe gewaltig gegen einen Graben bei Düna-burg, bald funkelte sie in Galizien, dann wieder durchbohrte sie Kurden in heldischer Vielfalt. Mindestens ein Dutzend pro Bajonett. Aber alles in der Welt hat sein Ende. Eines Tages fiel der Erfinder der «gestichelten» Heeresberichte – man kannte ihn beim Moskauer Generalstab unter dem Namen Bajonettredakteur – aus irgendeinem Grunde in Ungnade, und plötzlich ist der Flintendolch aus der Berichterstattung verschwunden. Seitdem

hat eine gewisse Unsicherheit im Stil der russischen Siegesberichte um sich gegriffen, zumindest, was die Bildhaftigkeit für den bäuerlichen Hausgebrauch angeht.

22. 8.

Die Verdeutschung des Schachspiels hat lange auf sich warten lassen! Jetzt endlich heisst es dazu im «Vortrupp»: Die mächtigste Figur im Spiel, die Königin, ist eine Erfindung romanischer Galanterie. Das ursprünglich arabische System stellte neben den König, also den Schah, den Wesir, den Kanzler. Daher setze man für die «dame» also wieder den Kanzler. Das entspricht auch dem kriegerischen Charakter des Spiels. Die heute üblichen Figuren sind dazu spezifisch englisch gestaltet, mit Radkragen und Rundkopf, der König ohne Krone, der Bauer ein Shakespeare'scher Page. Ungleich hoch, fallen sie schon beim ersten Stosse um. Der deutsche Handwerker sollte zu klarem Formensinn erzogen werden. Die Schaffung des deutschen Schachspiels ist das Gebot der Stunde.

26. 8.

Jahre sind vergangen, seitdem Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland unsere Hymne «Deutschland, Deutschland über alles» schrieb. Über die Entstehung des Liedes erzählt der Dichter in einer jetzt veröffentlichten Gesamtausgabe: «In diesen Tagen besuchte mich Julius Campe, mein Hamburger Verleger. Wir spazierten am Strande. Ich habe ein Lied gemacht, sagte ich, das kostet aber vier Louisd'or. Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm die Strophen vor, und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir vier Louisd'or auf meine Briefftasche.»

27. 8.

Der Reichstagsabgeordnete Matthias Erzberger erhielt das Eiserne Kreuz am weiss-schwarzen Bande.

29. 8.

Anlässlich eines Vortrages über die Ursachen des Weltkrieges erinnerte Walter Rathenau an seine Prophezeiung, die er im Jahre

1912 niederschrieb: Den Befähigungsnachweis als Grossmacht hat Preussen mit deutscher Hilfe erbracht. Der Befähigungsnachweis als führende Wirtschaftskraft Europas wird Deutschland über kurz oder lang von den konkurrierenden Nationen aufgezwungen werden. Im Vorgefühl dieser Abrechnung ist alle Wirtschaft unserer Zeit Rüstung. Jede neue Industrie und jede neue Handels Verbindung ist ein Äquivalent von Bataillon. Alle Politik ist Wirtschaftspolitik, Kriegsbereitschaft.

5. September

Jede dritte Familie in Amerika ist im Besitze eines Autos. Die Sucht, sich zu motorisieren, nimmt beständig zu.

7. 9.

Claude Debussy, der französische Komponist, ist schwer erkrankt. Er leidet an einer unheilbaren Krankheit. Die Ärzte geben ihm kaum noch Hoffnung.

11. 9.

Das Berliner Kupferstichkabinett stellt Käthe Kollwitz aus. Ihre Radierkunst ist grossartig, da, wo sie Tendenz gibt, und da, wo das Thematische ihrer Überzeugungen in den Hintergrund tritt. Dies wird besonders deutlich in der Folge ihrer Selbstporträts, die in den letzten Jahren entstanden sind. Ihre Persönlichkeit hat sich aller zeitlichen Stiffesseln entledigt. Man meint, der menschlichen Möglichkeit selbst ins Antlitz zu sehen.

14. 9.

In einer Literaturbeilage finden wir die wesentlichen Neuerscheinungen in deutscher Sprache, Bücher und Dramen des Jahres 1916. Darunter: Christian Morgenstern «Palma Kunkel», Franz Kafka «Die Verwandlung», Max Brod «Tycho Brahes Weg zu Gott», Johannes R. Becher «An Europa», Hanns Johst «Der junge Mensch», Georg Kaiser «Von morgens bis Mitternacht», Heinrich Lersch «Herz, aufglühe dein Blut», René Schickele «Hans im Schnakenloch», Gustav Meyrink «Das grüne Gesicht», Eduard

Stucken «Das Buch der Träume», Theodor Däubler «Mit silberner Sichel», Lion Feuchtwanger «Warren Hastings», Hermann Hesse «Schön ist die Jugend», Arnold Zweig «Geschichtenbuch», Karl Schönherr «Frau Suitner», Ludwig Thoma «Nachbarsleute». An Publikationen in anderen Sprachen sind genannt: Colette «Friede bei den Tieren», Henri Barbusse «Das Feuer».

17. 9.

In «Ratschlägen für den Winter» werden folgende «Steckrübengerichte für vier Personen» aufgezählt: Steckrübensuppe, Steckrüben mit Kartoffeln, braune Steckrüben, Steckrübenauflauf, Steckrübenpudding, Steckrübenfrikadellen, Steckrübenkoteletts, Grünkohl und Steckrüben, Rotkohl und Steckrüben, Steckrübenauflauf mit Weisskohl, Kohlrollen mit Steckrübenfüllung, Steckrübensalat, saure Steckrüben, Steckrüben mit Porree, Steckrüben mit Äpfeln, gefüllte Steckrüben, Steckrübenklösse, Steckrübenbrotaufstrich, Steckrübenmus, Steckrübenmarmelade.

23. 9.

Die sterblichen Überreste des Dichters Gorch Fock, der in der Schlacht im Skagerrak geblieben ist, sind an der schwedischen Küste angetrieben worden.

24. 9.

Deutsche Verlustliste 1169.

26. 9.

Eleonora Duse hat ihren ersten Filmkontrakt unterzeichnet.

28. 9.

Es hat sich neuerdings eingebürgert, dass junge hübsche Damen mit einem Eisernen Kreuz auf dem Abendbummel flanieren. Nichts gegen den Stolz, mit dem unsere Frauen das Heldentum an der Front begleiten.

Aber wer solch hohe Tapferkeitsauszeichnung erhalten hat, sollte wissen, dass sie nicht übertragbar ist und nicht als Brosche jeder beliebigen Person an jede beliebige Stelle geheftet werden kann.

1. Oktober

Die Prinzessin Maria Elisabeth von Sachsen-Meiningen, Herzogin zu Sachsen, liess die Kapelle des königlich-bayerischen Infanterie-Leibregimentes aus München zu sich in die Villa Felizitas bei Berchtesgaden kommen, um sich einen von ihr selbst komponierten Armeemarsch vorspielen zu lassen. Der Marsch fand den vollsten Beifall der Prinzessin.

2. 10.

Dada. Was ist Dada? Wenn das die Dadaisten wüssten, wären sie keine. Wofür sind die Dadaisten? Nicht dafür! Wogegen sind die Dadaisten? Ja. Etwas genauer: Ein gewisser Richard Hülsenbeck, Verfasser eines Gedichtbandes mit dem Titel «Schalaben, Schalomai, Schalamezomai», hat in Zürich mit einigen Gleichgesinnten das Cabaret Voltaire aufgemacht. Was für einen Krieg führen sie? Zunächst den gegen denselben. Dann den gegen den gebildeten Mob, gegen den Bürger, gegen die Erstarrung, gegen die Mechanisierung. «Dada ist das Geschrei der Bremsen, das Gebrüll der Makler an der Chicagoer Produktenbörse. Es lebe Dada!» Hans Arp, Hugo Ball, Tristan Tzara, Marcel Janco: Namen der Mitstreiter. Sie haben eine grosse Zukunft. Meinen sie. Alfred Kerr, der Kritiker, hörte sie an. Sein Kommentar: «Dada ist, wenn Hülsenbeck mit der Kasse durchbrennt.» Jedenfalls spricht man über sie. Und das ist ihnen die Sache wert. Aber sie tun auch etwas für die Gesellschaft, der sie ihre Schocks versetzen. Sie rufen ihr zu: «Marionetten aller Länder, vereinigt euch!»

Soweit Dada. Geboren aus Krieg und Verzweiflung. Aber diesen Vater und diese Mutter ehren mögen die Dadaisten nicht. Da setzen sie das vierte Gebot aus. Kinder, die Purzelbäume schlagen, um nicht zu weinen.

3. 10.

Zum Abfall Rumäniens von den Mittelmächten hat «Gottlieb» im «TAG» folgendes deutsche Kriegsgedicht gedichtet:

In den kleinste Winkelescu
Fiel ein Russen-Trinkgeldescu,
Fraidig ibten wir Verratul -
Politescu schnappen Drahtul.

Alle Velker staunerul,
San me grosse Gaunerul.
Ungarn, Siebenbürginescu
Mechten wir erwürginescu.

Gebrüllescu voll Triumphul
Mitten im Korruptul-Sumpful
In der Hauptstadt Bukurescht,
Wo sich kainer Fisse wäscht.

Leider kriegen wir die Paitsche
Vun Bulgaren und vun Daitsche;
Zogen flink-flink in Dobrudschul,
Feste Tutrakan ist futschul!

Aigentlich sind wir, weiss Gottul,
Dann heraingefallne Trottul,
Haite noch auf stolzen Rosscu,
Murgens eins auf dem Poposcu!

Kommentar von Karl Kraus: «Hinter dem Pseudonym ‚Gottlieb‘ verbirgt sich, mit Recht, Herr Alfred Kerr. Denn interessant an diesem Gedicht ist vor allem, dass das Vorleben eines Feindes sich von seiner schwärzesten Seite, also von den ungewaschenen Füßen, erst in dem Moment zeigt, in dem dessen Entscheidung, aus der Neutralität herauszutreten, zu unseren Ungunsten fällt.»

6. 10.

Psychiatrie im Krieg, Thema der Münchener Tagung der deutschen Nervenärzte. «Das riesenhafte Experiment des Krieges», wie einer der Referenten es formulierte, hat zunächst ergeben, dass der Krieg keinerlei psychische Erkrankungen entstehen lässt, die nicht auch der Frieden kennt. Eine «Kriegspsychose» gibt es nicht. Der Krieg hat im Gegenteil sogar gezeigt, dass die Widerstandsfähigkeit des gesunden Gehirnes als ausserordentlich hoch eingeschätzt werden kann. Gelegentliche Gemüterschütterungen haben keinerlei Zusammenhang mit der Entstehung von Geisteskrankheiten. Ebenso kann man nicht von einer Schreckpsychose als Krankheitsbild sprechen. Natürlich kommen intensive Erregungssteigerungen vor, die aus Erschöpfung resultieren, auch sie aber arten nirgends anomal aus. Insgesamt ist zu sagen, dass die menschliche Psyche sich den Gegebenheiten des Krieges erstaunlich «elastisch» anpasst.

9. 10.

Emil Nolde stellt in München aus. Nicht mehr der Lyriker, in zarter getönter Koloristik, nicht mehr Auflösung in verschwebenden Tinten, sondern starke, kräftige, ungebrochene Farbe. Malerei. Es mag vom Publikum noch immer eine gewisse Abwehr existieren, aber dieses Werk ist nicht mehr umzustossen.

10. 10.

Kasimir Edschmid über moderne Erzähler. Über Kafka «Das Urteil»: Ohne Dozieren, ohne irgendeinen äusseren Vorgang, mit einer fast brutalen Gewalt leben sich die Menschen in eine aussermenschliche Sphäre hinein. Dabei ist das Buch duftig und süss, selbst der Tod verwächst sich sofort mit den grossen Zusammenhängen. - Über Benn «Gehirne»: Hier alles zerebraler Vorgang. Hier steht einer in der Mitte der Welt und zerdenkt die Dinge. Nicht zu verwechseln mit intellektualisieren. Keine Analyse, kein Gescheitseinwollen. Er geht nicht um die Dinge herum. Er sprengt sie auseinander mit dem Geist. Sein Denken ist aktiv wie eine Bombe.

11. 10.

In der Wiener Hofoper ist die «Ariadne» von Richard Strauss in der Neubearbeitung aufgeführt worden. In dieser Fassung wird sich das Werk zweifellos erhalten. Lotte Lehmann war als «Komponist» im Vorspiel eine Sensation für sich. – In Wiesbaden eröffnete Eugen d'Albert mit einem Beethovenabend die Wintersaison. Das Kurorchester spielte unter Schuricht. – In Dresden konzertierten die Berliner Philharmoniker unter Nikisch mit glänzendem Erfolg.

13. 10.

«Eines muss man den Deutschen lassen», sagte uns neulich ein Herr in Brüssel, «nervös sind sie nicht. Seit mehr als zwei Jahren fahren deutsche Automobile durch unsere Strassen, im gleichen Tempo, und wie es scheint, mit den gleichen Insassen. Seit zwei Jahren wandern deutsche Soldaten durch unsere Stadt, mit dem gleichen sicheren und schweren Schritt, dem gleichen Interesse für unsere Bauten und Kaufläden. Jeden Mittag zieht zum Glockenschlag die Wache auf, zu jedem Morgen und Abend erscheinen an den gleichen Mauern Bekanntmachungen, an die man sich gewöhnt hat wie an das Geschick. Ob Siegesmeldung oder Rückschlag, die deutschen Mienen bleiben immer gleich. Das ist entweder Unmenschlichkeit oder imitiertes Griechentum – beides lieben wir nicht.»

15. 10.

Deutsche Verlustliste 1211.

16. 10.

Einer der Attentäter von Serajewo, der zu lebenslänglichem Kerker verurteilte Kerovic, ist im Militärgefängnis zu Möllendorf gestorben.

20. 10.

Winston Churchill hat sich zur Seeschlacht im Skagerrak geäußert. In die weltweit leidenschaftliche Diskussion darüber, wer das Treffen gewonnen habe, wirft er völlig neue Argumente. Zunächst: die ganze Angelegenheit sei völlig überflüssig gewesen. «Die Lage

vor der Schlacht war für England wenig besorgniserregend. Ohne eine Schlacht besass es alles, was ihm selbst die siegreichste Schlacht hätte geben können. Deutschland war vom offenen Meer abgesperrt. Das ganze enorme Geschäft des Handels und des Transports zwischen England und seinen Alliierten vollzog sich ohne Hindernis. Ein Prozent Versicherung deckte nicht nur das Kriegsrisiko an sich, sondern auch das zusätzliche des deutschen U-Boot-Einsatzes gegen unsere Handelsschiffe. Kurz: wir waren zufrieden, und wir sind es! Was kann es uns schaden, wenn die deutsche Flotte in der Nordsee spazierenfährt? Wenn Jellicoe dennoch seine sicheren Schlupfwinkel verliess, um eine feindliche Flotte aufzusuchen, die ihrerseits nicht stark genug war, unsere Küsten zu gefährden, drängt sich einem vernünftigen Engländer nur eine Überlegung auf: Wie gross muss unser Überfluss an Schiffen gewesen sein? Die englische Admiralität vergass die Grundregel des modernen Seekrieges: Der stärksten Flotte alles – der zweitstärksten nichts! In diesem Wettkampf gibt es keine Trostpreise! Alles offene Wasser fällt dem Stärkeren zu. Für den Schwächeren gibt es keine Einnahmen für seine Ausgaben, keine Belohnung für seine Anstrengungen. Seine Niederlage ist allein eine Frage der Zeit. Und die muss man abwarten können, ohne sich durch überflüssige Opfer zu engagieren.» Dies sind tatsächlich erstaunlich kühle Auslassungen über ein zur Zeit heisses Thema! Mr. Churchill erhält denn auch – allmonatlich für einen solchen Artikel – nicht weniger als 5'000 Mark. Der ehemalige Erste Seelord lässt sich auch als Erster Publizist Seiner Majestät Presse honorieren.

29. 10.

Hauptmann Boelcke, der deutsche Kampfflieger und Pour-le-Mérite-Träger, ist gefallen.

1. November

In einer Wahlkampfrede hat der amerikanische Präsident Wilson über die Kriegsursache ausgeführt: «Hat jemand je davon gehört, woraus der gegenwärtige Weltenbrand entstanden ist? Wenn ja,

wünschte ich, er möge es bekanntgeben, denn soweit ich sehe, weiss es niemand. Keine einzelne Tatsache rief diesen Krieg hervor, sondern alle Dinge im Allgemeinen. Über das, was diese oder jene Regierung tun wolle oder tun werde, waren wechselseitige Vermutungen entstanden, eine Verknüpfung von Bündnissen und Verständigungen, ein verwickeltes Gewebe von Intrigen und Spionage, das die ganze Völkerfamilie auf der anderen Seite des Ozeans in seinen Maschen fing.»

5. 11.

Polen ist zum Königreich erklärt worden. In der deutsch-österreichischen Proklamation werden dem Lande eine Konstitution und eine eigene Armee versprochen. Die Uniformen sind bereits entworfen. Nach einem König wird noch gesucht.

7. 11.

In den Armeen der Alliierten kämpfen zur Zeit die Angehörigen von 37 Völkern. Es sind: Franzosen, Flamen, Bretonen, Basken, Engländer, Schotten, Irländer, belgische Wallonen, Serben, Italiener, Rumänen, Russen, Polen, russische Litauer, Georgier, Finnen, Tataren, Portugiesen, Montenegriner, Albaner, Araber, Kabylen, Mauren, Tonkinesen, Annamiten, Eingeborene aus Dahomey, Senegalesen, Kongolesen, Hindus, eingeborene Australier, Neuseeländer, Leute aus Transvaal, Bewohner der Hawaii-Inseln, Indianer aus Amerika, Howas, Sakalaven aus Madagaskar, Japaner.

8. 11.

Reuter meldet aus New York: Der amerikanische Präsident ist gewählt. Hughes schlägt Wilson! Erste Kommentare: Die Welt weiss, woran sie ist!

10. 11.

Reuter berichtet: Wilson schlägt Hughes! Der neue Präsident heisst Wilson.

11. 11.

Der im Schweizer Exil lebende russische Sozialrevolutionär Lenin

hat ein politisches Buch über den «Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus» geschrieben. – Die Deutsche Rosa Luxemburg behandelt in einer aufsehenerregenden Broschüre «Die Krise der Sozialdemokratie».

13. 11.

Der Reichstagsabgeordnete Hermann Müller ist zum neuen Chefredakteur des «Vorwärts» ernannt worden, nachdem die Unstimmigkeiten in der Redaktion nicht mehr zu überbrücken waren.

14. 11.

Feindliche Flieger haben einen Kranz über den deutschen Linien im Westen abgeworfen. Auf der Schleife, in englischer Sprache: «Zur Erinnerung an Hauptmann Boelcke, unseren ritterlichen Gegner. Königlich Englisches Fliegerkorps.»

15. 11.

Henryk Sienkiewicz starb in Vevey. Mit dem Nobelpreisträger und Verfasser von «Quo Vadis» ist ein Monumentalist der Unterhaltung dahingegangen.

16. 11.

Arturo Toscaninis Eröffnungskonzert der musikalischen Wintersaison in Rom ging in Pfeifen und Gejohle unter, mit dem das Publikum gegen die Aufführung des Deutschen Richard Wagner protestierte. Toscanini verliess kopfschüttelnd den Saal.

17. 11.

Der bayerischen Presse ist ein Husarenritt für die Kultur gelungen. «Freunde der bayerischen Naturschönheiten» wollten am Königsee ein Kriegswahrzeichen in Gestalt eines 16 Meter hohen Löwen in den Fels hauen. Da es sich um ein patriotisches Vorhaben handelte, stellte man sogleich allen Geschmack beiseite, erhielt jede öffentliche Unterstützung, und die Spenden flössen reichlich. In letzter Minute forderten einige mutige Journalisten eine Kommission, die sich jetzt glücklicherweise davon überzeugt hat, dass die Schönheit des Königsees sich selbst durchaus genüge und die Natur der Berge

keiner Steinmetzkunst bedürfe, um als Denkmal höherer Gewalt zu gelten.

18. 11.

Der Pariser Hauptausschuss des Vereins für «Nationale Touristik» hat die französische Regierung aufgefordert, schon jetzt die notwendigen Schritte einzuleiten, um nach dem Kriege einen grosszügigen Fremdenverkehr in die Kampfzonen zu ermöglichen. In der Nähe der Schlachtfelder, vor allem an der Somme und um Verdun, sollen neue Hotels gebaut und die alten modernisiert werden. Man rechnet mit Massenbesuchen der Angehörigen der zur Zeit noch kämpfenden Soldaten.

19. 11.

Auf dem Berliner Lebensmittelmarkt sind die ersten Schwäne, das Stück zu 42 Mark, angeboten. Das Fleisch soll zunächst zur Behebung eines fremden Geschmackes unter Hinzufügung von Heu abgekocht werden.

21. 11.

Kaiser Franz Joseph von Österreich ist entschlafen.

30. 11.

Kaiser Karl von Österreich, der neue Souverän, hat angeordnet, dass die ihm vortragenden Herren nicht mehr im Frack, sondern im Gehrock erscheinen.

In Wien misst man diesem erneuernden Detail in der höfischen Kleiderordnung mehr Bedeutung bei, als ihm vielleicht auf den ersten Blick zukommen mag.

5. Dezember

Der bekannte Forscher Sven Hedin hat erklärt, Deutschland könne den Krieg gar nicht verlieren. Professor Hedin gilt als glänzender Kenner Ostasiens.

6. 12.

Die Beschiessung Athens droht. Die Artillerie der Entente ist in Stellung gebracht. Die Akropolis liegt im Detonationsbereich.

**„Der gute deutsche Audi-Wagen
Muß Feinde und Neutrale schlagen!“**



Deutsche!
trinkt

Hindenburg



Cognac

Hindenburg
Cognac-Vertrieb
Grünberg

Die besondere Genehmigung zur Führung des Namens „Hindenburg“ ist von Sr. Exzellenz dem Herrn Generalfeldmarschall von Hindenburg erteilt worden.
So Restaurants und Weinstubeinrichtungen fordere man ausdrücklich den deutschen Cognac und Bitter-„Hindenburg“.
Hindenburg Cognac-Vertrieb, G. m. b. H., Grünberg i. Schlesien.

Heizbarer Steigbügel



**Eine Wohltat für jeden Reiter-
soldaten im Felde**

Preis pro Paar **11.50**
inkl. Kohle ... M.

Erhältlich überall. Wo nicht, wende man sich an den
alleinigen Fabrikanten

C. MAQUET G. m. b. H., HEIDELBERG



DEN GESUNDEN
REINEN UND GEMUTEN
DEN LEIDENDEN
TRÖST UND LEBENSFRÖHE

MÜLLER EXTRA in Gallipoli:

Vor kurzem traf beim Arme-
Oberkommando eine große Anzahl
Flaschen Ihres ganz vortrefflichen
Schaumweines ein. Die reichliche Liebes-
gabe hat große Freude erweckt. Jeden-
falls hat die Firma Mathias Müller durch
ihre hochherzige Spende mit zur bis-
herigen erfolgreichen Verteidigung
der Dardanellen ihr Teil beigetragen!

11. 12.

Die Form von Granatsplittern ist mathematisch abzuleiten und könnte theoretisch vor Abfeuern des Geschosses bei entsprechender Einkalkulierung von Geschwindigkeit, Aufschlagwinkel, Materialbeschaffenheit des Aufschlagsortes und anderer Einzelheiten berechnet werden. Zu diesem Ergebnis kommt ein Berliner Ingenieur in einer Abhandlung über den Granatsplitter. Der Autor, derzeit Soldat an der Somme, erklärt dazu, dass die grosse Menge des ihm zur Verfügung stehenden Splittermaterials seine Untersuchungen wesentlich erleichtert hätte.

12. 12.

Reichskanzler von Bethmann Hollweg hat im Namen Deutschlands und seiner Verbündeten die Bereitschaft zu Friedens Verhandlungen mit den Feinden erklärt. Im Reichstag begründete er diesen Schritt der Mittelmächte mit der guten militärischen Lage an allen Fronten, die es gestatte, dem Gegner die Hand zum Frieden zu bieten.

20. 12.

Lloyd George hielt seine von der ganzen Welt erwartete Rede vor dem Londoner Unterhaus über das deutsche Friedensangebot: «Jeder, der den Krieg leichtfertig verlängern wollte, würde die Schuld für dieses Verbrechen auf seine Seele laden», sagte er. «Aber jeder, der den Kampf aufgibt, ohne dass das Ziel erreicht ist, würde persönlich die Schuld dafür auf sich nehmen. Ohne Genugtuung ist ein Friede unmöglich.»

27. 12.

Verlustliste 1266.

Rudolf Binding schrieb in diesem Jahr:

Aus hundertköpfigen Schlachten
hebt sich die neue Schlacht.
Aus Monden, die wir wachten,
steht auf die letzte Nacht.

Kein Ehr ist mehr, kein Schande.
Hier sind wir ganz allein.
Verlassne und Verbannte,
Der Feind trommelt sich ein.

In ungeheuren Feiern
trinkt uns hinab der Tod.
Ach, deck mit deinen Schleiern
dies Meer von Blut, mein Gott.



*Schlacht am Skagerrak:
Die «Schleswig-Holstein» feuert*



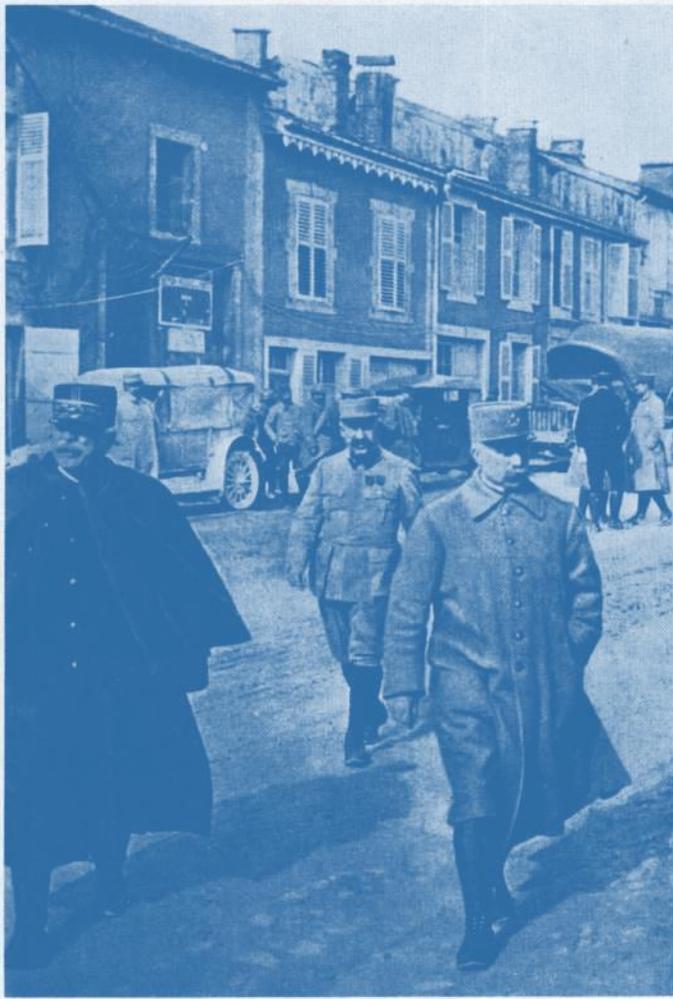
Vor Verdun...





und an der Somme





*General Joffre,
der Oberbefehlshaber der französischen Armee,
und – rechts – General Pétain in Verdun*

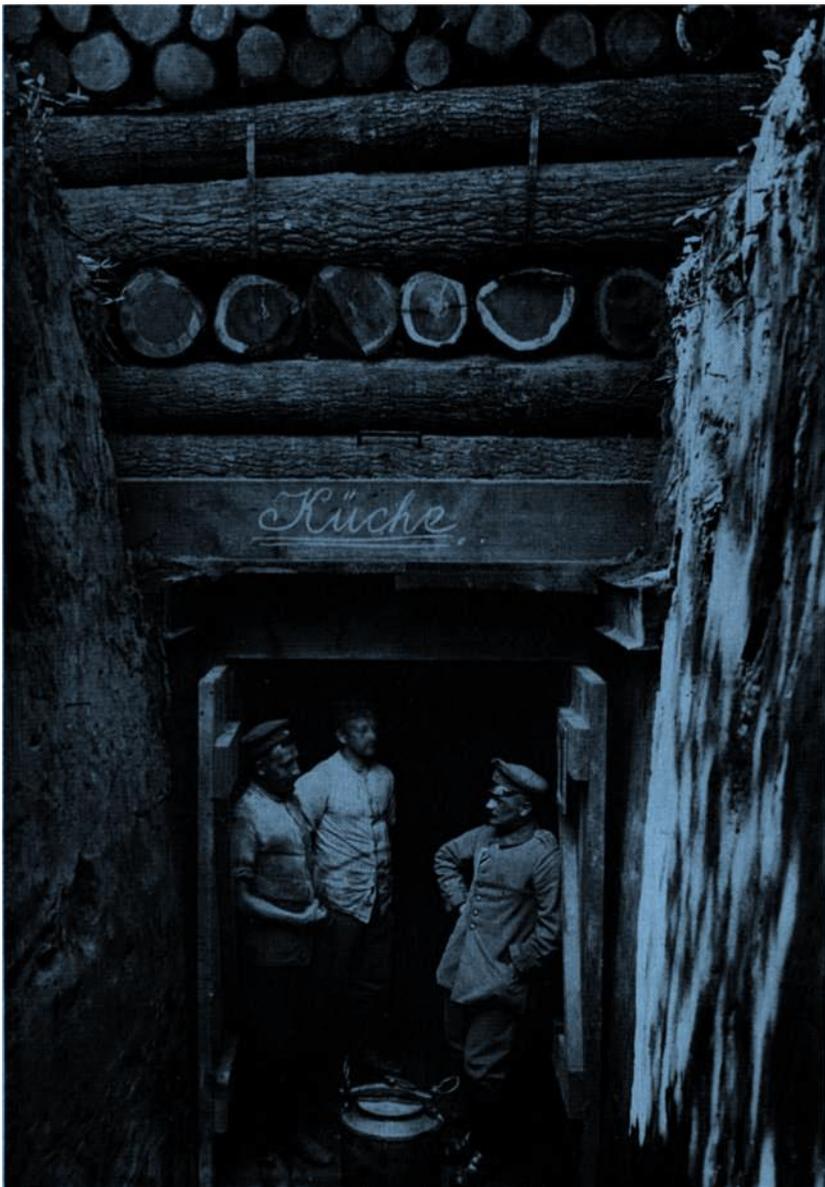


Trinkwasser für die Poilus



Somme-Schlacht: Gefangene und Verwundete





*Unterstand
an der Somme*



*Frontbeater:
»Der wilde Mann von Dahomey«*



Abgeschossen: ein französisches Flugzeug und – unten – das Flugzeug des Oberleutnants Immelmann

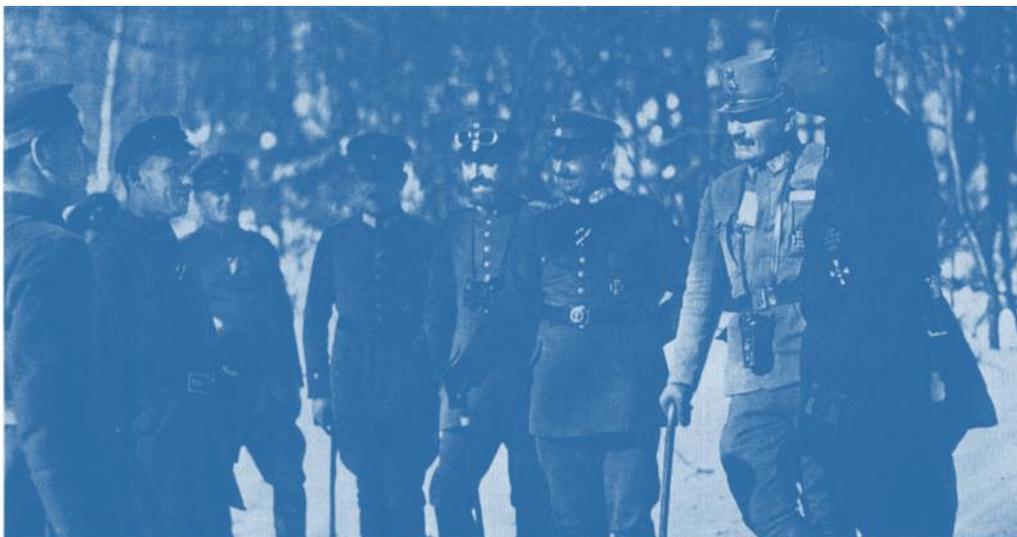




*Hauptmann Boelcke
(1891-1916)*



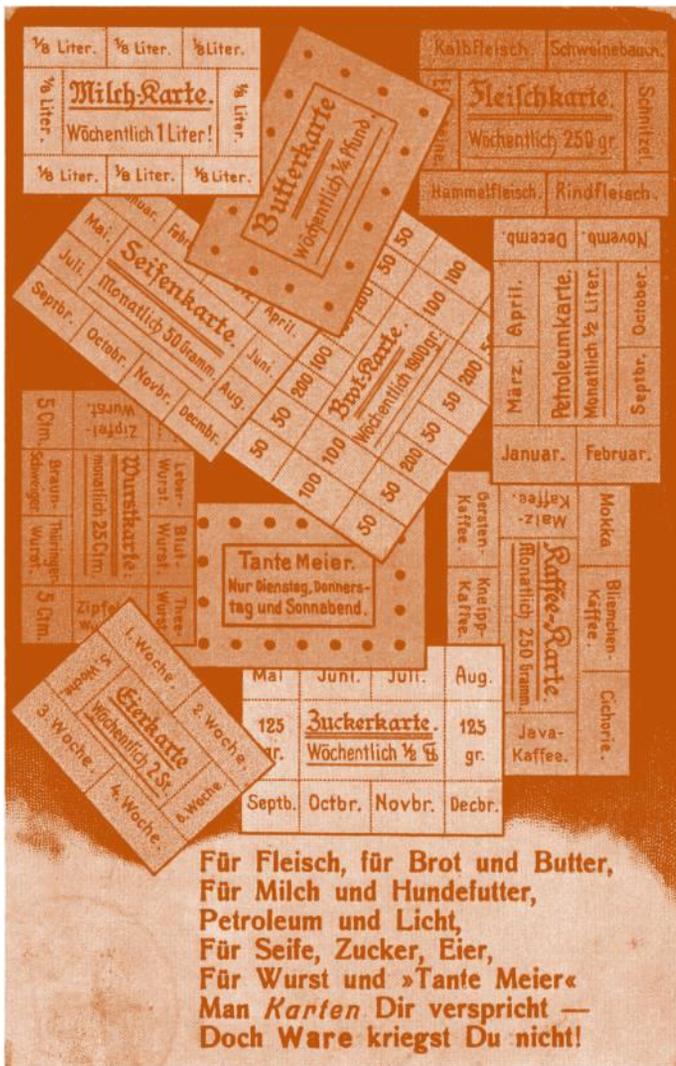
*Im Kaiserlichen Hauptquartier Schloss Homburg v. d. H.
General Falkenhayn (rechts) an der rumänischen Front*





*In Berlin: Schlangen vor einer Verkaufsstelle für Fleisch
und Frauen als Posthelferinnen*





Diese Postkarte trägt den Stempel vom 26. August 1916





*Am 21. November 1916
starb Kaiser Franz Joseph I. von Österreich*

Die Autoren

Karl-Heinz Janssen im ostfriesischen Carolinensiel 1930 geboren, absolvierte seine Schulzeit und journalistischen Lehrjahre im oldenburgischen Jever und in Wilhelmshaven, studierte von 1953 an Geschichte und politische Wissenschaften in Freiburg (Breisgau) und promovierte 1957 über das Thema «Die Kriegsziele der deutschen Bundesstaaten 1914-1918». Dann ging er als Redakteur zur Deutschen Presse-Agentur; seit 1963 gehört er der Redaktion der «Zeit» an. Von seinen Veröffentlichungen seien genannt: «Macht und Verblendung» (1963), «Der Sturz der Monarchie in Deutschland» (in «Weltwende 1917», 1964) und «Der Kanzler und die Generale, Führungskrisen im 1. Weltkrieg» (1966). Demnächst erscheint, in einem Sammelband der Baltischen Historischen Kommission, «Die Okkupationspolitik des Deutschen Reiches».

Heinrich Mersmann wurde 1916 in Kiel geboren, wo er an der Gelehrtenschule 19 Jahre später die Reifeprüfung ablegte. Von Hause aus Humanist, studierte er in Berlin und Kiel Literaturwissenschaft, Kunstgeschichte und Philosophie, leistete sechs Jahre Kriegsdienst und promovierte in der Folgezeit über die ästhetischen Beziehungen der Lyriker August Graf von Platen und Stefan George. Seit 1949 lebt er als Publizist, Verlagslektor, Feuilletonredakteur und Editor in Braunschweig, beschäftigt sich als Theater- und Kunstkritiker mit aktuellen Formproblemen, redigiert eine Kulturzeitschrift, hält (zuweilen) literarische Vorträge und veröffentlicht (manchmal) auch Bücher.

Hans Kasper Jahrgang 1916 und Berliner, mit bürgerlichem Namen Dietrich Huber, wurde vor allem durch seine «Aktuellen Aphorismen» bekannt, die seit vielen Jahren regelmässig in der «Frankfurter Allgemeinen» erscheinen. Die bisherige Ausbeute liegt in drei Bänden vor: «Zeit ohne Atem», «Abel gib acht» und «Expedition nach innen». Ausserdem schrieb Hans Kasper zwei Gedichtbände, zwei Komödien und zahlreiche Hörspiele, die in viele Sprachen übersetzt wurden. 1962 erhielt er den Deutschen Hörspielpreis und 1963 für die Komödie «Die Flöte von Jericho» den Förderpreis des Gerhart-Hauptmann-Preises.

Geboren im Jahre 1916

Bele Bachem
Malerin

Ahmed Ben Bella
ehem. Staatspräsident von Algerien

Karl-Birger Blomdahl
schwedischer Komponist («Aniara»)

Harald von Bohlen und Halbach
Industrieller

Hertha Feiler
Schauspielerin
(«Der kleine Grenzverkehr»)

Otto-Ernst Flick
Industrieller

Constantin Virgil Gheorghiu
rumänischer Schriftsteller («25 Uhr»)

Emil Gilels
russischer Pianist

Ernst Haeussermann
Direktor des Wiener Burgtheaters

Olivia de Havilland
englisch-amerikanische Filmschauspielerin

Edward R. G. Heath
britischer Politiker

Hans Hopf
Opernsänger

Trevor Howard
englischer Filmschauspieler
(«Der dritte Mann»)

Wolfgang Hildesheimer
Schriftsteller

Rafael Kubelik
tschechischer Dirigent

Benno Kusche
Opernsänger

Robert S. McNamara
Verteidigungsminister der USA

Erich Mende
Politiker

Yehudi Menuhin
amerikanischer Geiger

Irene von Meyendorff
Filmschauspielerin

Aldo Moro
italienischer Politiker

Elisabeth Noelle-Neumann
Journalistin und Demoskopin

Heinz Oestergaard

Modeschöpfer

Rudolf August Oetker

Fabrikant und Reeder

Gregory Peck

amerikanischer Filmschauspieler

Anthony Quinn

mexikanisch-amerikanischer

Filmschauspieler

Carol Reed *englischer Filmregisseur*

(«Der dritte Mann»)

Frederick Robbins

amerikanischer Virusforscher und

Nobelpreisträger

Philip Rosenthal

Porzellanfabrikant

Walt W. Rostow

amerikanischer Politiker und Wirtschafts-
wissenschaftler

Richard Stücklen

Politiker

Jürgen Thorwald

Schriftsteller

(«Das Jahrhundert der Chirurgen»)

Alfred Weidenmann

Filmregisseur («Canaris»)

Adelbert Weinstein

Journalist

Peter Weiss

Schriftsteller («Marat»)

Maurice H. F. Wilkins

englischer Biophysiker und

Nobelpreisträger

Asfa Wossen

Kronprinz von Äthiopien

Bildnachweis: Der Vorsatz, ein Foto des Ullstein-Bilderdienstes, zeigt den Zusammenstoß zweier Jagdflugzeuge. Die Aufnahmen der Folge «1916 im Bild»: Ullstein-Bilderdienst (10), Willi Bernhard (4), Historisches Bildarchiv Handke (3), Deutsche Fotothek Dresden (2), Süddeutscher Bilderdienst (1), Landesbildstelle Berlin (1)



wird von Joachim Karsten
(der auch die Buchreihe anregte), Will Keller
und Egon Schramm herausgegeben

Alle Rechte vorbehalten
1.-10. Tausend 1966
© 1966, Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Schutzumschlag und Einband Werner Rebhuhn, Hamburg
Gesetzt aus der Monotype-Garamond
Gesamtherstellung Gerhard Stalling AG, Oldenburg (Oldb)
Printed in Germany